

Jakob Tanner, Jean-Jacques Rousseau, Gebrüder Meili, Gigi Kracht

Nummer 23 – 4. Juni 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

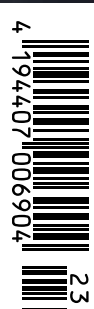
DIE WELTWOCH

Blatters tragischer Abgang

Vorverurteilungen und amerikanischer Druck: Der Fifa-Präsident opfert sich.
Von Roger Köppel, Alex Baur, Beat Gygi, Peter Hartmann u. a.

Anjelica Huston

Die legendäre Hollywood-Schauspielerin über ihr Leben.
Von Sven Michaelsen





1946-2015

MEHR ALS 60 JAHRE GESCHICHTE NEU INTERPRETIERT

Die Heritage Linie verkörpert die reine Essenz des Wesens von TUDOR und repräsentiert perfekt dessen stilistische Identität. Sie interpretiert einige der legendärsten Kultmodelle neu und ist eine Hommage an die einzigartigen Werte und das reiche Erbe aus mehr als sechs Jahrzehnten außergewöhnlicher Geschichte. Die Armbanduhren der Heritage Linie sind nicht einfach nur «Vintage»-Neuaufgaben. Es sind zeitgemäße Neuinterpretationen, bei denen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stimmig aufeinandertreffen. Das TUDOR Designatelier hat diese Zeitmesser mit kleinen raffinierten Modifikationen stilistisch modernisiert und zur Optimierung der Leistung einige technische Eigenschaften hinzugefügt, sodass sie allen heutigen Anforderungen entsprechen. Dabei ist es gelungen, den ursprünglichen Charakter, die ästhetischen Gestaltungsmerkmale und das unverwechselbare Design der traditionellen Modelle zu bewahren. So sind die «Ikonen von morgen» entstanden – moderne Klassiker, die Form und Funktion harmonisch in Einklang bringen.



TUDOR
WATCH YOUR STYLE

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich
Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer-ch.com



Sensationeller Aufstieg: Familie Rakitic.

Kurz vor Redaktionsschluss am Dienstagabend kam in Sachen Fifa die grosse Wende. An einer kurzfristig einberufenen Medienkonferenz gab Fifa-Präsident Sepp Blatter gegen 19 Uhr seinen Rücktritt bekannt – die ganze Serie von Artikeln zur Fifa in dieser Ausgabe lag allerdings bereits druckfertig vor. Zu ändern gab es an den Texten freilich nicht viel. Blatters Rücktritt bestätigte unsere Einschätzung, dass die Fifa ins Visier der amerikanischen Justiz geraten ist und die Maschinerie des US-Rechtssystems nun auf Touren gebracht wird. Redaktor Alex Baur zeichnet nach, wie das Muster eines solchen Angriffs auf eine hiesige Institution aussieht (Seite 16) – und er wirft die Frage nach der Rolle der Schweizer Behörden in diesem Spiel auf. Fussballexperte und *Weltwoche*-Autor Peter Hartmann porträtiert den vom FBI in die Mangel genommenen Fussballfunktionär Chuck Blazer (Seite 24), der nun benutzt wird, um weitere Personen zu knacken. Weiter erinnert Sepp-Blatter-Biograf Bruno Affentranger in einem Porträt an die Erfolge des Ausnahme-Wallisers (Seite 22). Mick Hume geht in einem Aufsatz zudem der Frage nach, was denn eigentlich schlimmer sei: die Fifa – oder die Blatter-Hasser (Seite 26). Es ist klar, dass die Fifa nicht perfekt ist, aber im Vermitteln von Spass am Fussball ist sie wahrscheinlich unübertroffen. Eine stärkere Regulierung könnte Gift sein, schreibt Beat Gygi (Seite 18).

Es brauchte einiges an Überzeugungsarbeit, bis sich der Vater des im aargauischen Möhlin aufgewachsenen FC-Barcelona-Spielers Ivan Rakitic bereit erklärte, Redaktor Rico Bandle die Geschichte seiner Familie zu erzählen. Als das Treffen in der neuen Familienvilla zustande kam, war die Zurückhaltung rasch verflogen. Luka Rakitic berichtete davon, wie

er in den achtziger Jahren in die Schweiz kam, wie er den sensationellen Aufstieg seines Sohnes zum Superstar mit Millionensalär erlebte. Das Gespräch endete im Keller der Villa bei einem Schluck Slibowitz, dem kroatischen Pflaumenschnaps, und einem Stück von den wunderbaren, an der Decke hängenden Rauchwürsten. Hierhin verziehe er sich, wenn er etwas Ruhe von seiner Frau brauche, sagte der Familienpatron lachend. Und er lud Bandle ein, in einer Woche wiederzukommen, wenn der von ihm gegründete Fussballklub NK Pajde Möhlin bei einem rauschenden Fest den Aufstieg in die 2. Liga interregional feiere. Das liess sich Bandle selbstverständlich nicht entgehen. Seite 42

Ihre Weltwoche

Neue
Anlagehorizonte.

LGT. Ihr Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG, 044 250 81 81

www.lgt.ch

Private
Banking

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Florian Schwab,
Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Tom Kummer, Christoph Landolt,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Simon Keller, Fabian Gimmi (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger und
Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,
Sandra Noser, Gregor Szyndler,
Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Fabian Keller, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Ziegler Druck, Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Blatters tragischer Abgang

Der Fifa-Präsident zieht sich unter dem Druck von Vorverurteilungen und bis jetzt unbewiesenen Anschuldigungen zurück. Das ist keine gute Nachricht für die Schweiz. *Von Roger Köppel*

Es war ein tragischer Abgang in Würde. Fifa-Präsident Sepp Blatter opfert sich unter dem Dauerfeuer der Medien und der amerikanischen Ankläger. Der Druck der bis jetzt unbewiesenen Anschuldigungen und Vorverurteilungen wurde zu gross. Ein juristischer Kleinkrieg droht. Sponsoren kamen ins Schwitzen. Die Amerikaner schossen aus vollen Rohren. Für die meisten Medien und Teile der Öffentlichkeit sind die heftig donnernden Anklagen der US-Justiz bereits ein Schuldspruch: Blatter ist «korrupt», dröhnte *Der Spiegel*, oder ein Mafioso wie der dutzende Mörder Al Capone. So schrieb es allen Ernstes eine renommierte süddeutsche Zeitung.

Politische US-Justiz

Die Schweizer Justizbehörden haben eifrig mitgeholfen, dass die Vorverurteilung Wirkung zeigte. Das Verhaftungstheater gegen sieben Offizielle in einem Luxushotel am Zürichsee wurde kraftvoll gegen Blatter inszeniert. Den Takt gaben die Amerikaner an. Für Bundesanwalt Michael Lauber lieferte der weltweit beachtete Fifa-Kongress von letzter Woche den idealen Resonanzkörper. Mit Karacho will er beweisen, dass es seine notorisch erfolglose, personell überdotierte Behörde eben doch noch braucht. Die Bundesanwaltschaft kriecht den Amerikanern auch aus Eigennutz hinterher.

Natürlich ist das US-Justizverfahren gegen die Fifa politisch motiviert. Anders ist es nicht zu erklären, dass die US-Behörden die ihnen gewogene *New York Times* über die geplanten Verhaftungen gezielt vorinformierten. Als die Beamten im «Baur au Lac» einfuhren, standen die Journalisten schon bereit. Die Amtsgeheimnisverletzung wird von den Schweizer Behörden, wie Alex Baur in dieser Ausgabe recherchierte, nicht einmal verfolgt. So viel zur Unabhängigkeit unserer Berner Strafverfolger, die sich hergeben, um eingeladenen internationalen Kongressteilnehmern im Auftrag der USA eine Falle zu stellen.

Kein Schuldeingeständnis

Blatters Rücktritt ist kein Schuldeingeständnis, auch wenn es seine Gegner jetzt triumphierend genau so deuten werden. Blatter hat sich im Verlauf seiner siebzehnjährigen Fifa-Regentschaft keine gravierenden Verstösse zuschulden kommen lassen. Strafrechtliche Vorwürfe prallten an ihm ab. Man konnte ihm nichts nachweisen, weil es bisher offenbar nichts nach-

zuweisen gab. Seine Gegner behaupten das Gegenteil und reiten auf alten Verfehlungen herum, die vor bald zwanzig Jahren moralisch diskutabel waren, aber strafrechtlich längst aufgearbeitet sind. Ob an den jüngsten Vorwürfen etwas dran ist, muss sich weisen. Zuletzt wurde eine Zahlungsanweisung des südafrikanischen Fussballverbands aus dem Jahr 2008 hochgespielt für eine neuerliche Hexenjagd. Durch seinen Rücktritt betreibt Blatter keine Selbsthilfe. Er bleibt im Visier der US-Justiz, aber er bringt Druck weg von der Fifa.

Blatter wird ironischerweise das Gebilde zum Verhängnis, das er auf brillante Weise selber schuf. Als er die Fifa 1998 übernahm, hatte sie 20 Millionen Franken Schulden. Inzwischen sitzt der luxuriös residierende Verband dank Blatters unternehmerischer Leistung auf Reserven von 1,5 Milliarden Dollar. Die Fifa ist so reich geworden, dass sie sich tägliche Ausgaben von 720 000 Dollar für weltweite fussballerische Entwicklungsprojekte leisten kann. Blatter verkehrt auf Augenhöhe mit Staatsoberhäuptern, Päpsten, Wirtschaftsführern und Filmstars. Legionen von Neidern und Feinden lechzenseit Jahren danach, den bis dato unsinkbaren Schweizer gewaltsam aus dem heiss begehrten Amt zu hebeln.

Seine Fehler

Natürlich machte der Präsident dumme Fehler. Wenn er in Interviews übermütig behauptete, er werde die Korruption in seinem Weltverband mit 1,2 Milliarden Mitgliedern beseitigen, dann muss er sich nicht wundern, wenn man ihn für jede Verfehlung zwischen Papua-Neuguinea und Burundi persönlich zur Rechenschaft zieht. Es half auch nicht, dass sich der tänzerisch hochbegabte Körpermensch Blatter bei jeder Gelegenheit schmusend mit afrikanischen Fifa-Spitzenfunktionären ablichten liess, die aus Staaten kommen, in denen Korruption und Vorteilsnahme zur politischen Kultur gehören. Der Präsident, der sich gern als oberster Aufseher gibt, verschmilzt geradezu mit den Leuten, die er misstrauisch beäugen sollte.

Im Kesseltreiben wirkte sich auch Blatters demonstrative Fröhlichkeit im Umgang mit dem russischen Präsidenten Putin tödlich aus. Der Kremlherr steht auf der internationalen «Shitliste» politisch angefeindeter Persönlichkeiten bei westlichen Kreisen ganz weit oben. Vor allem die Amerikaner scheinen mit Volldampf daran zu arbeiten, den ungeliebten Russen die



Blatter ist, was die Schweiz nicht mehr sein will:

Fussball-WM wieder zu entwenden. Zwar haben sich auch hier bis jetzt alle Korruptionsvorwürfe als haltlos erwiesen. Aber im Reizklima des Ukraine-Kriegs spielen Gefühle mitunter eine grössere Rolle als Fakten. Vielleicht wäre es schlauer gewesen, wenn Blatter auf ein paar öffentliche Faxen und Freundlichkeiten mit Putin verzichtet hätte. Der Schweizer Fifa-Chef manövrierte sich zwischen gefährliche politische Fronten.

Je grösser, desto schummriger

Selbstverständlich gibt es Gauner in der Fifa. Das ist bei einer derart weltumspannenden Organisation mit 209 Verbänden, 300 Millionen Aktiven und weit über einer Milliarde Mitgliedern auch gar nicht anders möglich. Die Fifa ist eine der grössten NGOs und einer der grössten privaten Umverteilungsapparate der Welt. Man muss nicht nach Afrika schauen, um die Korruptionsanfälligkeit solcher Gebilde zu studieren. Ein Blick auf die Sozialbehörden einer mittelgrossen Schweizer Gemeinde wie Regensdorf genügt. Wo Geld verteilt wird, bilden sich parasitäre Organismen aus. Uno, EU, Fifa oder Vatikan: je grösser, desto schummriger. Die real existierende Unvollkommenheit des



der Fifa-Präsident unmittelbar nach seiner Rücktrittsrede.

Menschen breitet sich naturgemäss in solchen Biotopen aus.

Damit ist nicht gesagt, dass Blatter korrupt war oder Korruption duldete. Dafür liegen bis heute keinerlei Beweise vor. Sein Fehler ist es, dass er zu lange wartete und zu wenig unternahm, um die korruptionsempfänglichen Strukturen der Fifa zu erneuern. Man muss wissen: Der Fifa-Präsident gehört zu den ohnmächtigsten Mächtigen der Welt. Er ist kein Konzernchef. Seine Vorgesetzten sind die 209 Verbände, die ihn wählen. Die vom Schweizer geleitete Fifa-Regierung – Exekutivkomitee genannt – wird von regionalen Konföderationen besetzt, die als solche nicht einmal Mitglieder seiner Fifa sind. Diese regionalen Körperschaften wehrten sich erfolgreich gegen Reformversuche Blatters. Auch die Europäer verweigerten sich Blatter, der eine einheitliche und unabhängige Verbandsjustiz zu installieren hoffte.

Trotzdem bleibt es das Versäumnis des Präsidenten, jene Strukturen zu verbessern, in denen er sich nun verfängt. Auch das ist nicht ohne tragische Ironie. Der Präsident der EU-Kommission, Jean-Claude Juncker, ist nicht für die Korruption in Griechenland zuständig, obwohl griechische Minister im europäischen

Ministerrat Einsitz haben. Niemals würde man einem Uno-Generalsekretär die Menschenrechtsverletzungen in den Uno-Mitgliedstaaten vorwerfen. Bei Blatter ist es anders: Er wird als vermeintlicher «Alleinherrscher», Diktator» und «Pate» der Fifa in Universalhaftung genommen für alle Verstösse auch ausserhalb seiner direkten Verantwortung. Dem grossen Fifa-Patron fehlte die Autorität und anfänglich wohl auch der entschlossene Wille, den eigenen Laden durchgreifend in Ordnung zu bringen. Jetzt will Blatter die Schockwirkung seines Rücktritts noch für die Anschiebung wirklich tiefgreifender Reformen und Strukturänderungen gegen die Blockierer nützen. Es wäre ihm zu gönnen, wenn der Plan gelänge.

Neues Unheil aus Amerika

US-Medien berichten derweil von gewaltigem Unheil für den abtretenden Präsidenten. Ehemalige Mitstreiter Blatters aus der nordamerikanischen Konföderation wurden als Betrüger überführt und dürfen unter Druck der US-Fahnder den Fifa-Präsidenten nun direkt anschwärzen. Günstige Geständnisse werden belohnt. Offenbar beabsichtigen die USA, die Anschuldigungen des ehemaligen amerikani-

schen Fifa-Funktionärs Chuck Blazer publik zu machen (siehe Seite 24). Ziel ist maximale Anprangerung und öffentliche Vorverurteilung. Blatter soll wohl irgendwann dem FBI in Handschellen als Trophäe dienen.

Ist es eigentlich Zufall, dass alle kriminellen Blatter-Anschwärzer aus den nordamerikanischen Verbänden stammen? Die Medien werden die Bekenntnisse des Betrügers Blazer mit Sicherheit zu objektiven Wahrheiten hochschreiben, auch wenn es sich zunächst um rein persönliche Abrechnungen handelt. Aber Achtung: Auch der Schweizer Bankier Raoul Weil wurde von der US-Justiz einst mit herbeigenö-

Die USA sind in Zeiten von Guantanamo und NSA nicht mehr das Eichmass des Rechts.

tigten Geständnissen zum Kriminellen erklärt. Sechs Jahre später sprach ihn ein US-Gericht nach lediglich einer guten Stunde Beratung von allen Vorwürfen frei. Die USA sind in Zeiten von NSA und Guantánamo nicht mehr das Eichmass des Rechts.

Zur Erinnerung: Bis zum Nachweis des Gegenteiles gilt auch für einen Fifa-Präsidenten die Unschuldsvermutung. Der Feuereifer, mit dem die Blatter-Gegner diese rechtsstaatliche Grundregel ausser Kraft setzen, ist ein Alarmzeichen. Aus Schweizer Sicht beunruhigt erneut, wie amerikanische Justizmethoden hierzulande Personen zu Fall bringen, ehe die Vorwürfe rechtlich sauber geprüft werden können. Die Macht setzt das Recht, und die Schweiz macht mit. Anscheinend schaltet sich jetzt auch die FDP in die amerikanische Kampagne ein und will ihrerseits die Fifa untersuchen. Wir sind gespannt auf die Ergebnisse. Die von Blatter massiv vergrösserte Bühne des Weltfussballs bietet auch dem Freisinn willkommene Profilierungschancen.

Um die Fifa tobt ein Machtkampf. Die Engländer sind sauer, weil sie die WM nicht bekommen haben. Die Amerikaner haben ein Problem mit Putin, das auch über die Fifa ausgetragen wird. Die alten weissen Fussballeliten Europas nehmen es Blatter übel, das er ihren Einfluss zugunsten der Afrikaner, der Asiaten und der Südamerikaner schmälerte. Vielleicht, bilden wir uns ein, wird Blatter von seinen Gegnern auch deshalb so gehasst, weil er das ist, was die Schweiz nicht mehr sein will: Blatter ist bis zur Sturheit unabhängig. Er ist weder europahörig noch amerikagläubig, dafür weltoffen. Und neutral. Er widersetzt sich den tagespolitischen Schlachtordnungen, aktuell zum Beispiel gegen Putins Russland. Er nimmt sich die Freiheit heraus, allen freundlich die Hände zu schüttern, aber niemand an sich heranzulassen. Am Globalschweizer Blatter irritiert die Konsequenz, mit der er seinen Weg geht. Die Schweiz könnte sich daran auch ein Beispiel nehmen.



Umstrittene Schweizer Manöver: Seite 34



Globalschweizer: Sepp Blatter. Seite 4



Fussball-Visionär: Chuck Blazer. Seite 22



«Postprofessor»: Jakob Tanner. Seite 38

Kommentare & Analysen

- [4 Editorial Blatters tragischer Abgang](#)
- [11 Kommentar Unstoppbar](#)
- [11 Im Auge Papst Franziskus schaut kein Fernsehen](#)
- [12 Lobbying Über dem Gesetz](#)
- [12 Lohnpolizei Mut zur Lücke](#)
- [12 Energie Am Boden](#)
- [13 Griechenland Grenzen kontrollieren](#)
- [13 Sprache Bewegend](#)
- [14 Personenkontrolle Fournier, Leuthard, Candinas, Michel etc.](#)
- [15 Nachruf 1 Norbert Neinger \(1950–2015\)](#)
- [15 Nachruf 2 Rolf Bloch \(1930–2015\)](#)
- [16 Loretta Lynch-Justiz](#)
[Am amerikanischen Wesen wird die Welt kaum genesen](#)
- [18 Gibt es eine bessere NGO?](#)
[Die vorbildliche Rolle der Fifa in den Entwicklungsländern](#)
- [19 Kommissionen Kontrollorgane des Weltfussballverbandes](#)
- [20 Russland am Pranger](#)
[Westliche Boykotte gegen russische Sportereignisse](#)
- [22 Blatter-Rücktritt Die Leere bleibt](#)
- [24 Der Kronzeuge](#)
[Chuck Blazer liefert der US-Justiz die Fakten gegen die Fifa](#)
- [26 Böse Fifa – gutes Blatter-Bashing](#)
[Ist Sepp Blatter wirklich der Saddam Hussein des Fussballs?](#)

- [28 Die Deutschen Raum ohne Volk](#)
- [28 Wirtschaft Die Griechen sind nicht allein schuld](#)
- [29 Ausland Neue neo-osmanische Impulse](#)
- [30 Mörgeli Zürcher Tempel, Berner Tempel](#)
- [30 Bodenmann Der Schatz im Jordansee](#)
- [31 Medien Zusammenhalt durch Ignoranz](#)
- [31 Gesellschaft Geld und Treue](#)
- [32 Darf man das? / Leserbriefe / Leserblitz](#)

Hintergrund

- [34 Schweizer Luftwaffe am Polarkreis](#)
[Die ungeschickte Kommunikationspolitik des VBS](#)
- [36 Leuthards Strombörse](#)
[Die Stromlobby will Bundesmillionen für die Wasserkraft](#)
- [38 Jakobs Weg](#)
[Zur Emeritierung von Geschichtsprofessor Jakob Tanner](#)
- [42 Die Rakitics aus Möhlin](#)
[Besuch bei der Familie, die Fussballgeschichte schreibt](#)
- [46 Die lachenden Erben](#)
[Der Kampf der Meili-Erben für die Erbschaftssteuer-Initiative](#)
- [48 Erbschaftssteuer-Initiative Gefährliche «Dummensteuer»](#)
- [49 Präimplantationsdiagnostik Kranke heilen, nicht beseitigen](#)
- [50 Hilfe, meine Tochter hat keinen Sex](#)
[Je gebildeter, desto später der erste Sexualkontakt](#)

DER NEUE JAGUAR XE AB CHF 40'800.-

«TEST & FEEL XE DAYS» AB 11. JUNI 2015.

Noch nie war ein JAGUAR so kompakt und gleichzeitig so aufregend. Der XE setzt neue Standards in der Premium-Mittelklasse und definiert diese gleich neu: Dank zukunftsweisender Aluminium-Architektur und innovativen Ingenium-Motoren glänzt der neue JAGUAR XE mit Verbrauchswerten ab 3.8 l/100 km und 99 g CO₂/km und begeistert gleichzeitig mit der Dynamik einer echten Sportlimousine.

Entdecken Sie den revolutionären JAGUAR XE auf einer Testfahrt bei Ihrem JAGUAR-Fachmann.

JAGUAR.CH



JAGUAR XE E-Performance, 4-Türer, man., 2WD, 163 PS/120 kW. Swiss Deal Preis CHF 40'800.-, Gesamtverbrauch 3.8 l/100 km (Benzinäquivalent 4.3 l/100 km), Ø CO₂-Emissionen 99 g/km. Energieeffizienz-Kategorie A. Abgebildetes Modell: JAGUAR XE S, 4-Türer, auto., 2WD, 340 PS/250 kW. Swiss Deal Preis CHF 62'200.-, Gesamtverbrauch 8.1 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 194 g/km. Energieeffizienz-Kategorie G, Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 144 g/km.



«Ich wollte die Liebe seines Lebens sein»: Filmschauspielerin Anjelica Huston. Seite 52

Interview

52 «Wie in einer Einzelzelle»

Anjelica Huston war mit Jack Nicholson liiert. Die Filmschauspielerin über ihren Vater John Huston, das Fremdgehen und den schwindenden Glamour Hollywoods

Stil & Kultur

56 **Stil & Kultur** Sepp Blatter, das Monument

58 **Bestseller**

58 **Die Akte Jean-Jacques Rousseau**

Wurde der Philosoph Opfer eines Gewaltverbrechens?

60 **Top 10**

60 **Kino** «Geronimo»

61 **Jazz** José James

62 **Namen** Aufgepepptes Hahnenwasser

63 **Hochzeit** Daniel Glaubinger und Sauce Leon

63 **Thiel** Heiliger Bimbam

64 **Wein** Weingut Harkamp Sauvignon blanc Schiefer Terrassen 2014

64 **Zu Tisch** Daniel Humm, New York

65 **Auto** Ferrari 488 GTB

66 **MvH trifft** Gigi Kracht, Hoteliersfrau, Autorin, Ausstellungsmacherin

Autoren in dieser Ausgabe

Ruth Dreifuss



Die Gewerkschafterin und SP-Politikerin war von 1993 bis 2002 Bundesrätin. Für die *Weltwoche* würdigt sie das Wirken von Rolf Alphonse Bloch, der ab 1997 im Auftrag des Bundesrates den Schweizer Spezialfonds zugunsten bedürftiger Holocaust-Opfer präsidierte. Seite 15

Katja Oskamp



Die in Leipzig geborene Schriftstellerin und Dramaturgin durchlebte eine typische DDR-Jugend. Im Essay wundert sie sich über ihre Tochter. Diese verfüge schon als Teenager über ein höheres Bildungsniveau als sie selbst, bleibe aber beim Thema Sex erstaunlich zurückhaltend. Seite 50

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCHTE



Der neue Combi-Steam. Für alle, die das Kochen lieben.

Die einfachen und individuellen Lösungen von V-ZUG schätzen beim Kochen auch Spitzenköche wie Andreas Caminada. Der neue Combi-Steam MSLQ ist das weltweit erste Gerät, das konventionelle Beheizungsarten, Dampf und Mikrowelle in sich vereint. So macht schnelles und gesundes Kochen Freude: vzug.com



Schweizer Perfektion für zuhause

Bank to go.

Nehmen Sie UBS einfach mit und erledigen Sie alle Geldgeschäfte unterwegs:
UBS e-banking.

Jetzt testen:
www.ubs.com/ebanking



Best Bank in
Switzerland



Unstoppbar

Von Wolfgang Koydl — Die jüngsten Wahlen in Österreich und Italien zeigen, dass sich die Wähler in Europa nicht mehr für dumm verkaufen lassen.



Spiegelfechtereien: Renzi (l.), Faymann.

In der Politik ist es wie in der Physik: Jede Aktion löst eine Reaktion aus. Im Gegensatz zur Lehre von der Natur kennt die Politik allerdings noch eine zusätzliche Besonderheit: Sehr heftig reagieren die Wähler immer dann, wenn ihre gewählten Repräsentanten allzu lange nicht agieren.

Nichtstun rächt sich, und die vorläufig letzten europäischen Politiker, die das zu spüren bekamen, waren der österreichische Bundeskanzler Werner Faymann und Italiens Regierungschef Matteo Renzi. Bei Regionalwahlen am vergangenen Sonntag erhielten sie die Quittung für ihre hilflosen Spiegelfechtereien und Augenwischereien in der sogenannten Flüchtlingsfrage. Sieger waren jene Parteien, die das Thema nicht bewusst falsch etikettieren, sondern beim Namen nennen: den unkontrollierten Zustrom illegaler Migranten und seine Eindämmung.

Faymann und Renzi waren nicht die Ersten, denen die Wähler diese Lektion verpassten, und sie werden nicht die Letzten sein. Denn der Zorn der Bürger wächst überall in Europa – und er beginnt, die politische Landschaft zu verändern. In Grossbritannien vervierfachte die euro-kritische Ukip bei den letzten Unterhauswahlen ihren Stimmenanteil, in Finnland stellen die asylantenfeindlichen «Wahren Finnen» nach den letzten Wahlen den Aussen-

minister, die Polen verabreichten dem politischen Establishment eine Ohrfeige und wählten einen Nationalkonservativen zum neuen Staatspräsidenten, und in Frankreich kann Marine Le Pen die Zeit bis zur Präsidentschaftswahl in zwei Jahren damit zubringen, in aller Ruhe nach Gardinen für ihr Büro im Elysée-Palast zu suchen.

Der Wind dreht sich. Europas Wähler haben es satt, von ihren Regierungen und der Mehrheit der Medien vertröstet, für dumm verkauft oder gleich schlicht und einfach belogen zu werden.

Sie hören von Frauen und Kindern, die dem Bürgerkrieg in Syrien entkommen wollen – und sehen junge, schwarze Männer, die stattliche Summen für die Reise aus Afrika ins gelobte Europa berappt haben.

Sie hören, dass wieder Tausende von Flüchtlingen im Mittelmeer «gerettet» wurden, und sehen, dass die Migranten in immer seichteren Gewässern vor Libyens Küste vom Schlauchboot in die europäische Fregatte umsteigen.

Sie hören, dass sie Fremde gefälligst mit offenen Armen, Herzen und nicht zuletzt Brieftaschen begrüssen sollen, und sehen, wie viele ihrer eigenen Landsleute von ihren Minijobs nicht leben können, keine bezahlbare Wohnung finden oder in die Armut abrutschen.

Eigentlich ganz einfach

Vor allem aber sehen sie, dass die von ihnen gewählten Regierungen ihre Sorgen, Nöte und Ängste nicht ernst nehmen. Mehr noch: Sie müssen sich sogar als dumpfe Rechtsradikale beschimpfen lassen, wenn sie ihre Stimme nicht mehr brav den Etablierten schenken.

Einen «Aufstand der Anständigen» forderte etwa stellvertretend für viele die *Süddeutsche Zeitung* nach den sensationellen Wahlsiegen der österreichischen Freiheitlichen im Burgenland und in der Steiermark. Mit anderen Worten: Wer die FPÖ wählte, der ist per definitionem unanständig, mithin etwas, was man nur angewidert mit spitzen Fingern anfasst.

Doch die Altparteien haben es ganz alleine in der Hand, den Vormarsch der vermeintlich Unanständigen zu stoppen. Sie müssen nur hören, was die Bürger wollen und danach handeln. Eigentlich ganz einfach. Man nennt es Demokratie. Tun sie das nicht, dann gilt, was FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache in kecker Anlehnung an Österreichs bärtige Dragqueen Conchita Wurst für seine Partei verkündete: «We are unstoppable.»

Jungfrauenversprechen



Papst Franziskus schaut kein Fernsehen.

Er steht auf Schritt und Tritt im Fokus von Kameras und Mikrofonen wie kein anderer Sterblicher. Das Geständnis kam deshalb aus heiterem Himmel, als Papst Franziskus der argentinischen *Voz del Pueblo* (Stimme des Volkes) anvertraute, er schaue kein Fernsehen. Nie mehr seit 1990, als er noch nicht einmal Weihbischof von Buenos Aires war. «Es war in der Nacht des 15. Juli, als ich der Virgen del Carmen dieses Versprechen gab.»

Jorge Mario Bergoglio hat also beispielsweise die Attacke auf die Twin Towers nicht wie Milliarden anderer Menschen mit eigenen Augen wahrgenommen, und er hat sich auch die Spiele seines erklärten Lieblingsfussballklubs San Lorenzo nie angesehen, weder live noch als Konserve («Die Resultate meldet mir ein Schweizer Gardist»). Seine Messen, der Urbi-et-orbi-Ostersegen, die Massenverzauberung bei seinen Reisen – es sind einmalige Selbsterlebnisse. Es interessiert ihn nicht, welche Figur er dabei abgibt.

Dieser Papst ist schlicht medienabstinent, im Unterschied etwa zum Fussballpapst Blatter. Durchs Weltgeschehen blättert er sich, wie er sagt, mittels zehn Minuten Morgenlektüre der Zeitung *La Repubblica*, die sich durch diese Exklusivität sehr geschätzt fühlen dürfte. Ihn beschäftigt das wahre Leben der Menschen. Franziskus ist sicher der allerglaubwürdigste Bildschirmverweigerer, aber auch im Vatikanstaat erhebt die staatliche Rai unnachsiglich ihren «canone», die Zwangsgebühr, wie im umliegenden Italien, wobei mehr als 25 Prozent der Haushalte sich um die Zahlung foutieren – wie viele Schwarzer es im Kirchenstaat sind, ist nicht bekannt. Nur weil der Papst älter als 75 ist, nämlich 79, schlüpft er theoretisch unter der Bezahl-Guillotine durch.

In der SRG-Schweiz müsste er als Greis den Bedürftigkeitsnachweis erbringen, um dem Fernsehablass zu entgehen, über den wir demnächst abstimmen werden. Aber würde ihm die unerbittliche helvetische Bürokratie überhaupt Glauben schenken?

Peter Hartmann

Über dem Gesetz

Von Hubert Mooser — Das schnelle Vergessen im Fall von Christa Markwalder.

War es eine Rehabilitierung zweiter Klasse oder bloss ein halbherziger Support für eine von den Medien bedrängte Ratskollegin? Gleich zum Sessionsauftakt gab Nationalratspräsident Stéphane Rossini (SP, VS) bekannt, FDP-Nationalrätin Christa Markwalder, Vizepräsidentin des Nationalrates, habe zwar formell das Amtsgeheimnis verletzt, als sie Kommissionsunterlagen an eine Lobbyistin im Dienste Kasachstans weitergab. Die Informationen seien jedoch von geringer Bedeutung. Deshalb habe man auf Massnahmen gegen Markwalder verzichtet.

Auch die Aussenpolitische Kommission (APK) spielte die Bedeutung des Falles herunter. Wenn es darum geht, Journalisten bei der Justiz anzuschwärzen, weil sie aus vertraulichen



Hilfestellung: FDP-Nationalrätin Markwalder.

Unterlagen zitieren, macht die Politik keinen subtilen Unterschied zwischen formeller und materieller Verletzung des Amtsgeheimnisses. Nun muss man davon ausgehen, dass das Parlament die Immunität von Markwalder nicht aufheben und die Bundesanwaltschaft das Verfahren einstellen wird.

Bleibt noch die Frage, ob die Bernerin trotz allem Nationalratspräsidentin wird. Das Parlament hat mit der Wahl des Tessiner Politikers Filippo Lombardi zum Ständeratspräsident längst einen Präzedenzfall geschaffen. Lombardi wurde vorgeworfen, er habe als Chefredaktor die Auflagenzahlen des *Giornale del Popolo* gefälscht. Er wurde auch wegen Verkehrsdelikten mehrfach verurteilt. All das war bei seiner Wahl vergeben und vergessen. Auch Markwalder wird mit hoher Wahrscheinlichkeit im Dezember 2015 Nationalratspräsidentin. So ist das eben in Bundesbern, wo ein Teil der politischen Elite wohl der Auffassung ist, man stünde über dem Gesetz. Das hat die Hilfestellung von zwei Parlamentsgremien für Markwalder einmal mehr vor Augen geführt.

Mut zur Lücke

Von Florian Schwab — Nur noch Sommaruga glaubt an die Mär von der Lohndiskriminierung.

Geht es nach dem Willen von Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP), soll bald eine Art Lohnpolizei in der Schweiz dafür sorgen, dass die angebliche pekuniäre Diskriminierung von Frauen beendet wird. Sie stützt sich dabei auf Analysen des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Frau und Mann, das seit Jahren predigt, es gebe einen statistisch nicht erklärbaren Unterschied zwischen dem Durchschnittslohn eines Mannes und jenem einer Frau von knapp zehn Prozent. Was statistisch nicht erklärbar ist, müsse diskriminierend sein, behaupten die Gleichstellungsbeamten und wollen der Lücke mit ihrer Gesetzesgewalt zu Leibe rücken.

Bewusste Irreführung?

Sie bewegen sich dabei auf dünnem Eis. Bereits eine im März publizierte Studie von zwei Juristen artikulierte «erhebliche Zweifel», ob die von der Bundesverwaltung angewendete Methode «zur Feststellung einer Diskriminierung gemäss Gleichstellungsgesetz einer bundesgerichtlichen Überprüfung standhalten würde».

Mit einer neuen Untersuchung erregt nun das Liberale Institut in Zürich Aufsehen, ein privater Think-Tank. «Wie wahrscheinlich ist es eigentlich», fragt die Studie, «dass Arbeitgeber auf breiter Front und in voller Absicht weibliche Arbeitskräfte finanziell benachteiligen?» Die wissenschaftliche Antwort: Es gebe «keine Anhaltspunkte», dass Arbeitgeber weibliche Arbeitskräfte willentlich diskriminieren. Ein solches Vorgehen wäre betriebswirtschaftlich kostspielig, würde es doch bedeuten, dass sie bestimmte Angestellte unabhängig von der Produktivität bezahlen.

Die vom Gleichstellungsbüro als «unerklärlich» taxierte Lohnlücke sei durch die Unvollkommenheit der Statistik zu begründen, weil «zahlreiche bedeutende Einflussfaktoren des Lohns in den heutigen Statistiken schlicht nicht erhoben und damit auch nicht berücksichtigt werden». So werde eine Vielzahl bedeutsamer Entscheidungen bei der Studien- und Berufswahl statistisch nicht erfasst. Die angebliche Diskriminierung schrumpft damit höchstens auf eine negative Selbstaulesung zusammen.

Die gebetsmühlenartige Wiederholung von Sommaruga und ihren Beamtinnen, die Lohndiskriminierung in der Schweiz betrage zehn Prozent, sei nur zu erklären, wenn die Statistiker ihr Handwerk nicht verstünden. Andernfalls müsse man wohl von einer «bewussten Irreführung der Öffentlichkeit» ausgehen.

Am Boden

Von Alex Reichmuth — «Solar Impulse» musste notlanden. Piccard sollte wieder Ballon fahren.

Die Claqueure von Bertrand Piccard und André Borschberg werden langsam nervös. Nachdem das Sonnenflugzeug «Solar Impulse» endlich zum Überflug nach Hawaii gestartet war, folgte tags darauf das Grounding in Japan. Eine Gewitterfront hatte die Weltumrundung gestoppt. Das kratzt am Ruf der angeblich so überlegenen Sonnenenergie. Ob «Solar Impulse» den Sprung über den Pazifik noch schafft, ist allerdings einerlei. Denn schon bei Beginn des Projekts stand fest: Es braucht einen ungeheuren technischen und finanziellen Effort, um einen einzigen Menschen – vielleicht – per Solarkraft die Erde umrunden zu lassen. «Solar Impulse» zeigt, dass erneuerbare Energie in der Fliegerei auf absehbare Zeit nichts zu suchen hat.

Ineffizient, unsicher und teuer

Die Sonnenfliegerei ist symptomatisch für die Energiewende insgesamt im Namen des Klimawandels: Die Abkehr von fossilen Brennstoffen ist ineffizient, weil die Energieproduktion aus Wind und Sonne x-fach mehr Aufwand bedeutet. Sie ist unsicher, weil bei schlechtem Wetter der Blackout droht. Und sie ist teuer, weil sich Investitionen in erneuerbare Energie nie lohnen. Der Statistiker Bjørn Lomborg hat vorgerechnet, dass die hundert Milliarden Euro, die Deutschland für Sonnenstrom aufwirft, die Temperatur im Jahr 2100 gemäss den Modellen des Weltklimarats um nur 0,0001 Grad Celsius senken können. Anders gesagt: Die Erderwärmung verzögert sich bis Ende des Jahrhunderts um 37 Stunden.

Fossile Brennstoffe machen heute achtzig Prozent der Energieversorgung aus. Wenn Hunderte von Millionen Menschen in bitterster Armut eine Chance auf ein Leben in Würde haben sollen, gibt es auf Jahrzehnte hinaus keine Alternative zu Gas, Öl und Kohle. Für Entwicklungs- und Schwellenländer wäre eine Energiewende im Sinne grüner Politiker eine moralisch unverantwortliche Strategie. Man kann nur hoffen, dass die Klimapolitik am Boden bleibt – für immer.

«Kein Solarflugzeug war je so lange unterwegs», deutete Bertrand Piccard den abgebrochenen Pazifikflug in einen Erfolg um. Einfach möglichst lange in der Luft zu bleiben, ist aber nicht das Ziel der Fliegerei. Zudem schaffte Piccard mit «Breitling Orbiter 3» die Weltumrundung schon 1999, ganz ohne Treibstoff, in nur zwanzig Tagen. Er sollte wieder Ballon fahren.

Grenzen kontrollieren

Von Beat Gygi — Der mögliche Austritt Griechenlands aus der Euro-Zone macht Gedanken an Kapitalverkehrskontrollen salonfähiger.



Biegen und Brechen: griechischer Präsident Tsipras, EU-Kommissions-Präsident Juncker.

Griechenland macht wieder einmal Regierungen und Anleger nervös. Schon wiederholt hat ein möglicher Austritt des Landes aus der Europäischen Währungsunion zu hektischen Treffen von Staats- und Regierungschefs sowie der Spitzen von Europäischer Zentralbank, Währungsfonds und EU-Kommission geführt. Bisher hat man sich meist rasch darauf geeinigt, man habe die Verhältnisse wieder so weit unter Kontrolle, dass sich Besserung abzeichne und ein Bruch vermieden werden könne.

Allerdings wird die Wortwahl jedes Mal etwas gewagter. Für die Politiker und Funktionäre wird die alte handwerkliche Kunst, den Übergang vom Biegen zum Brechen zu spüren, zunehmend wichtiger. Mittlerweile werden mögliche Formen der Loslösung Griechenlands von der Euro-Zone viel konkreter besprochen als früher, etwa die möglichen Arten von Kapitalverkehrskontrollen oder Abschreibungen auf Vermögen. Kapitalverkehrskontrollen zählten bereits am Anfang der Währungsunion zum vorsorglichen Instrumentarium, aber nur theoretisch, denn bereits die Erwähnung des Wortes hätte zu einem politisch korrekten Isolieren des Störfrieds geführt.

Beim Begriff Kapitalverkehrskontrollen denkt man heute unwillkürlich an Problem-

länder wie Griechenland oder die Erfahrungen in Zypern; da geht es um einen Schutzwall zwischen der Euro-Zone und einem besonders schwachen Land, damit nicht allzu viel Geld unkontrolliert aus dem Leidensgebiet abfließt.

Das Problem der Schweiz

Es gibt jedoch auch den umgekehrten Fall, nämlich die Situation, in der die Währung eines Landes gegenüber dem Euro immer stärker wird, weil massenhaft Kapital aus dem Ausland in diesen Raum fließt, unter anderem wegen Aufwertungserwartungen. Dies ist das Problem der Schweiz. Die Nationalbank hat bisher etliche Instrumente getestet, die diesen Aufwertungsdruck mildern sollen. Die Euro-Franken-Untergrenze etwa musste aufgegeben werden, als der Euro sich in Richtung Weichwährung veränderte und der Kontrast zum Franken stieg. Null- und Negativzinsen stellen weitere Massnahmen dar – darüber hinaus aber an den Begriff Kapitalverkehrskontrollen zu denken, wird vermieden. An den Finanzmärkten sind Gedanken in dieser Richtung jedoch da, jedenfalls schrecken einige nicht vor dem Argument zurück, ein Land solle sich vor allzu reichlich zufließendem Kapital auf diese Weise schützen dürfen.

Bewegend

Von Max Wey — Betrachtungen über ein schweres Wort in schwierigen Zeiten.

Überall Krieg, Elend, Katastrophen und kein Ende. Man könnte in Versuchung kommen, beim lieben Gott nachzufragen, was ihn denn bewegt habe, diese Welt zu erschaffen mit dem völlig überforderten Personal darauf. Lächerlich machen wollen wir uns aber nicht, deshalb klären wir vorsichtshalber zuerst, ob wir ihn fragen sollen, was ihn bewegt oder was ihn bewogen habe. Unsicherheit scheint zu herrschen. Schon die Brüder Grimm hielten in ihrem Wörterbuch fest: «bewegen, bewog, bewogen, ein schweres Wort, bei dem vorsicht noth thut».

Zeit online schrieb, Jean-Claude Juncker habe die griechische Regierung in stundenlangen Gesprächen «zum Einlenken bewegt». In der *Wochenzeitung* stand, alle hätten sich auf die Seite Addis Abebas geschlagen und so Ägypten «zum Einlenken bewegt». Das *St. Galler Tagblatt* fragte, Obama betreffend: «Was bewegte ihn zu dieser ungewöhnlichen Strategie?» Das Verb «bewegen» hat je nach Konjugationsform verschiedene Bedeutungen. In der Bedeutung «die Lage verändern, erregen» wird es regelmässig konjugiert: Er bewegte sich kaum vor dem Fernseher. Sie bewegte sich elegant auf der Tanzfläche. Alle waren von der Rede tief bewegt. In der Bedeutung «veranlassen» aber wird «bewegen» unregelmässig flektiert: Was hat dich zur Kündigung bewogen? Was hat die griechische Regierung zum Einlenken, was hat Obama zu diesem Schritt bewogen? Wir dürfen uns nun in Sicherheit wiegen. Wie werden wir rückblickend sagen? Wir wogen uns in Sicherheit? Ein weiteres Verb, das Schwierigkeiten bereitet. «Wiegen» im Sinne von «das Gewicht bestimmen, ein Gewicht haben» wird unregelmässig gebeugt: Der Säugling wurde gewogen. Übertragen: Sein Einwand wog schwer. In der Bedeutung «schaukeln, hin- und herbewegen» wird dieses Verb regelmässig gebeugt: Die Halme wiegten sich im Wind. Sie wiegte ihr Kind in den Schlaf. Übertragen: Wir wiegten uns in Sicherheit.

Jetzt können wir uns getrost an den lieben Gott wenden. Sicher hat er viel zu tun, wir werden vielleicht nicht sofort eine Antwort bekommen. Aber wir werden keine Ruhe geben und nachfragen: «Lieber Gott, vor einer Woche haben wir uns an dich gewendet.» Erhalten wir immer noch keine Antwort, formulieren wir die Frage neu: «Lieber Gott, vor einer Woche haben wir uns an dich gewandt.» Das ist die üblichere Form. Weiss der Himmel, was Gott bevorzugt. Wir werden, falls überhaupt, eine bewegendere Antwort erhalten.

Personenkontrolle

**Fournier, Leuthard,
Candinas, Michel,
Leuenberger, Schmidt,
Borden, Lauber, Marty,
Burger, Goger, Wyss,
Eisenegger, Wälterlin,
Abbott**

Jean-René Fournier, 57, CVP-Ständerat aus dem Kanton Wallis, ist kaum mehr wiederzuerkennen. Der Welschwalliser hat seit der Frühlingssession sieben Kilo abgenommen – dabei war Fournier eigentlich schon vorher nicht das gewichtigste Mitglied in der Kleinen Kammer. Fournier will nach eigenen Angaben so optisch unterstreichen, dass er bei den Wahlen im Herbst zum letzten Male antrete und folglich langsam, aber sicher aus dem Blickfeld rücke. Bei dem Tempo, das der Walliser beim Abnehmen anschlägt, muss man sich allerdings Sorgen darüber machen, dass er sich nicht bereits vor dem Wahltermin im Herbst auflöst. Gelegen käme dies indes CVP-Bundesrätin **Doris Leuthard**, denn die Parteilinie hat Fournier weniger gut im Griff. Ob beim Radio- und Fernsehgesetz, bei der Raumplanung oder bei der Wolfsdebatte – Fournier ist stets anderer Meinung als die eigene Bundesrätin. (hmo)

Voll auf der Parteilinie politisiert derweil CVP-Mann **Martin Candinas** (Betonung zweimal auf dem i, also Martín Candinas). Der Rätoromane mit Sitz in der rätorischen SRG-Regionalgesellschaft setzt sich besonders beflissen für das revidierte Radio- und Fernsehgesetz ein. An einer Pressekonferenz überspannte er aber den Bogen, indem er die Unternehmer im Land relativ pauschal in den Ruch der widerrechtlichen Gebührenverweigerung und damit des Kriminellen stellte. «So nicht», sprach da **Jürg Michel** (FDP), Direktor des Bündner Gewerbeverbands, und schickte dem «lieben Martín» einen geharnischten Brief: «Es stört mich, dass du die Unternehmer wegen Durchsetzung einer höchst fraglichen Vorlage in ein schlechtes Licht rückst.» (fsc)

Gerade in der Klimapolitik empfiehlt es sich, im Interesse der als gut gepredigten Sache nicht immer die Wahrheit zu sagen: Das lehrt ein Experte, alt Bundesrat **Moritz Leuenberger**. Der ehemalige Umweltminister sprach im Kellertheater von Ermatingen TG zur Frage: «Muss in der Politik gelogen werden?» Nachdem er immer an eine ehrliche Politik geglaubt habe, sei ihm nachträglich aufgegangen, dass er bei Volksabstimmungen ab und zu «wissentlich Informationen nicht weitergegeben oder abgeändert» habe, räumte er ein. «Der Klimagipfel in Kopenhagen», also 2009, «kurz vor der Ab-



Aus dem Blickfeld rücken: Ständerat Fournier.

stimmung zur Reduktion des CO₂-Ausstosses war desaströs», gab Moritz Leuenberger zu. Das habe er verschwiegen, damit die Schweizer richtig stimmten. Seine Nachfolgerin **Doris Leuthard**, die für die Schweiz bereits das ehrgeizigste CO₂-Reduktionsziel angekündigt hat, obwohl sich auch für die Klimakonferenz von Paris im Dezember ein Debakel abzeichnet, braucht solche Nachhilfe nicht. (sär)

Als die Zürcher Kantonspolizei letzte Woche im noblen Hotel «Baur au Lac» zur Verhaftung von sieben Fussballfunktionären schritt, warteten die US-Reporter **Michael Schmidt** und **Sam Borden** (*New York Times*) bereits vor Ort. Noch während die Polizeiaktion im Gang war, twiterten die US-Reporter die Namen der Betroffenen in die Welt hinaus. Offensichtlich wurde das Amtsgeheimnis in diesem hochpolitischen Fall in krasser Weise verletzt. Oder doch nicht? Wir fragen bei der Strafverfolgungsbehörde von Bundesanwalt **Michael Lauber** nach. Man gedenke, keine Untersuchung einzuleiten, erklärt deren Sprecher **André Marty**. Denn erstens deute alles darauf hin, dass die New Yorker Reporter von US-Strafverfolgern, auf deren Betreiben es zur Verhaftung kam, mit den brisanten Infos gefüttert wurden. Und zweitens könnten die US-Ermittler gar kein Amtsgeheimnis verletzen, weil sie als «verfahrensführende Behörde» Fahndungen publik machen dürften. Müssen wir also damit rechnen, dass auch Schweizer Ermittler künftig bei spektakulären Verhaftungen aus fahndungstechnischen Gründen «eingebettete» Journalisten vorausschicken? Nein, meint Marty, die Bundesanwaltschaft habe die Sache mit den US-Behörden besprochen und «ihrem Missfallen Ausdruck verliehen». (axb)

Das grosse Duell **Roman Burger** (auch bekannt als «Burger-Kim», siehe *Weltwoche* Nr. 21/15) gegen Gipser **Kurt Goger** fand am vergangenen Montag in der Sendung «Talk Täglich» auf Tele Züri statt. Neue Fakten kamen dabei zwar nicht



«Lieber Martín»: CVP-Politiker Candinas.



Richtig stimmen: alt Bundesrat Leuenberger.

zum Vorschein – beide Parteien blieben bei ihren einander diametral widersprechenden Darstellungen. Müsste man gleichwohl einen Sieger der Debatte küren, so wäre dies der Gipserunternehmer. Mit fester Stimme und direktem Blick gab er dem Gewerkschaftsmann Kontra, während Roman Burger nicht willens oder in der Lage war, seinem Gegner auch nur einmal in die Augen zu sehen. (fsc)

Die Kritik an den intransparenten Finanzströmen von der SRG und ihr verwandten Quellen zugunsten der führenden Schweizer Medienforscher haben die Fachwelt in Rage versetzt. **Vinzenz Wyss** von der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, der gern und oft für ein Honorar von 500 Franken vor SRG-Gremien referiert, griff die *Weltwoche* auf die Enthüllung hin frontal als «Parteiblatt» an. In einer seitenlangen Stellungnahme rechtfertigte sich sein Kollege **Mark Eisenegger** (Uni Zürich). Sein Institut habe 2012 und 2013 von der SRG direkt lediglich gut 30 000 Franken erhalten, also «Peanuts». Er würde es begrüßen, wenn mehr Geld aus dem Bereich des öffentlich-rechtlichen Medienwesens an sein Institut flösse, so Eisenegger weiter. Wie um



Kein Blickkontakt: «Burger-Kim», Gipser Goger.



In Rage: Medienforscher Wyss.



Good news, bad news: Korrespondent Wälterlin.

dieser Erwartungshaltung Nachdruck zu verleihen, prangerte er am Wochenende in einer Studie an, «dass private Medien vor allem jene Aspekte der Vorlage betonen, die mit ihren eigenen wirtschaftlichen oder weltanschaulichen Interessen übereinstimmen». (fsc)

Eine gute Nachricht ist eine schlechte für «Info 3», die Nachrichtensendung von SRF 3. Die erfreuliche Meldung, dass die Unesco das Great Barrier Reef, das grösste Korallenriff der Erde, nicht als gefährdetes Weltkulturerbe betrachtet, konnte Australien-Korrespondent **Urs Wälterlin** nicht so stehen lassen. Er warnte, das Riff bleibe wegen der schlechten Wasserqualität und des Schiffsverkehrs gefährdet, vor allem aber wegen des Klimawandels. Darauf zog er über Premierminister **Tony Abbott** her, der sagt, die Kohle sei «gut für die Menschheit». Das Meer um Australien hat sich im letzten Jahrhundert um nicht ganz ein Grad erwärmt. Das Great Barrier Reef mit seinen angeblich temperaturempfindlichen Korallen ist 600 000 Jahre alt, in der heutigen Form 10 000 Jahre. Es konnte erst dank der Erwärmung nach der letzten Eiszeit wieder wachsen. (sär)

Nachruf



Ein unerhörtes Pensum! Verleger Neininger.

Norbert Neininger (1950–2015) — Als andere noch fragen mussten, wie man «Internet» buchstabiert, hat er mit zwei Partnern die Online Consulting AG gegründet, eine Firma, die heute in der Schweiz und in Polen sechzig Leute beschäftigt und Service-Portale für Industrie und Handel gestaltet. Angetreten war Neininger mit dem Auftrag der Eigentümer-Stiftungen, die *Schaffhauser Nachrichten* und deren Meier-Verlag unabhängig zu erhalten. Dies gelang, trotz der hartnäckigen Nachstellungen der Zürcher Verlage. Frustriert sagte Martin Kall (ex Tamedia) einmal: «Im Namen Neininger ist immer das «Nein» enthalten.»

Früh machte NN die behäbige «Meierei» zum Multimedia-Haus (Radio Munot 1983, Schaffhauser Fernsehen 1994). Daneben stand er als Chefredaktor und Verleger mitten im Tagesgeschäft. Ein unerhörtes Pensum! Dennoch fand er immer wieder Zeit für Nötiges wie für Überraschendes. Im Verlegerverband vertrat er die kleinen und mittleren Zeitungen. Er erfand die erste Sonntagszeitung für iPads und Tablets und als EU-skeptischer Patriot den privaten Kanal Teleblocher. Nur wenige wussten aber, dass er – zusammen mit seiner Frau, der Journalistin Marie-Christine Schwarz – nach dem Erdbeben von 1988 ein Hilfswerk für Armenien auf die Beine stellte und enge Beziehungen zur Mongolei unterhielt, über die er einen international beachteten Dokumentarfilm drehte. In letzter Zeit war er mit einem Internet-Start-up in Israel unterwegs.

Norbert Neininger starb am Samstag, noch nicht ganz 65 Jahre alt, an Krebs. Er war ein integrierter Publizist und ein guter Mensch.

Karl Lüönd



Weisheit und Menschlichkeit: Rolf Bloch.

Rolf Bloch (1930–2015) — Die Schweiz verdankt Rolf Bloch sehr viel. Als die Krise wegen der nachrichtenlosen Vermögen eine schmerzhaft Gewissensprüfung aufgrund der Haltung und Aktionen unseres Landes zur Zeit der Schoah zur Folge hatte, trug Rolf Bloch dank seiner Weisheit, seiner Menschlichkeit und seines Patriotismus viel dazu bei, die Spannungen zu beruhigen. Der Fonds für die Opfer des Holocaust, dessen Co-Präsident er war, sei ein Beispiel an tatkräftiger Hilfe für alle, die sie am nötigsten haben.

Die Treue von Rolf Bloch zum Glauben seiner Vorfahren, die Dienste, die er der jüdischen Gemeinschaft der Schweiz darbrachte, sein Patriotismus und seine lokalen Engagements bildeten eine Einheit. Wenn solche Engagements zugunsten der jüdischen Sache gewisse Leute dazu bewegen, der jüdischen Schweizer Bevölkerung den Verdacht der «doppelten Loyalität» anzulasten, sollte sie die Erinnerung an Rolf Bloch von der Dummheit dieser Anschuldigung überzeugen. Der Verlust von Rolf Bloch stimmt mich sehr traurig. Ich bleibe eine grosse Bewunderin seiner Weisheit und seiner Menschlichkeit.

1992 bis 2000 war Rolf Bloch Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes. Der promovierte Jurist galt als unermüdlicher Förderer des christlich-jüdischen Dialogs und als hochgeachteter Schweizer Bürger. Unvergessen bleibt seine Aussage bei den Debatten um die nachrichtenlosen Konten: «Gerechtigkeit für die Opfer, Fairness für die Schweiz». Letzte Woche ist er 84-jährig gestorben.

Ruth Dreifuss

Loretta Lynch-Justiz

Von Alex Baur und Marina Lutz (Illustration) — Dass korrupte Funktionäre verfolgt und bestraft werden, wäre an sich gut für den Fussball, die Welt, die Fifa. Doch am amerikanischen Wesen wird die Welt kaum genesen.

Es stinkt nach Beziehungskorruption. Als letzte Woche die Zürcher Kantonspolizei in aller Herrgottsfrüh sieben amerikanische Fussballfunktionäre aus ihren Hotelbetten holte, warteten die US-Reporter Michael Schmidt und Sam Borden (*New York Times*) mit ihrem Schweizer Fotografen Pascal Mora bereits vor Ort. Die Polizeiaktion war noch im Gange, New York lag noch im Tiefschlaf, als die Reporter die Namen der Verhafteten samt Anklagevorwürfen in die Welt hinauswitterten.

Dass ihnen der liebe Gott all diese Informationen eingeflüstert hätte, behaupten nicht einmal die Reporter. Die *New York Times* fabulierte von «einer Meisterleistung an Quellen-Management». Doch jeder Journalist weiss, wie solche Quellenwunder funktionieren. Mit journalistischer Leistung hat das wenig zu tun, sehr wohl aber mit Gegenleistung: Der Reporter lässt sich in eine Kampagne einbetten und bekommt den Scoop, dafür stellt er keine dummen Fragen. Und die lauten: Was wird hier gespielt, mit welchem Ziel?

Warum, fragt man sich, fand diese Verhaftung just in Zürich statt, zwei Tage vor der umstrittenen Wiederwahl von Fifa-Präsident Sepp Blatter? Liest man die 160 Seiten dicke Anklage der New Yorker Staatsanwaltschaft gegen die sieben Sportfunktionäre, stellt man nämlich verwundert fest: Mit der Fifa und erst recht mit Blatter hat die ganze Geschichte höchstens am Rande zu tun; es geht dort um Mauscheleien und Schmiergeldzahlung im Umfeld von Meisterschaften (Copa América, Copa Libertadores, Gold Cup) in Übersee, die von den autonomen nord-, zentral- und süd-amerikanischen sowie karibischen Fussballverbänden (Concacaf, Conmebol) organisiert und kontrolliert werden.

Gemäss offizieller Version fand die Verhaftung der amerikanischen Fussballfunktionäre in Zürich statt, weil man sie hier anlässlich des Fifa-Kongresses am einfachsten alle gleichzeitig pflücken konnte. Das Argument mag bestechen, aber nur auf den ersten Blick. Die Verdächtigten leben zum Teil in den USA (Jeffrey Webb) oder sind US-Bürger (Eugenio Figueredo), sie treffen sich oft an allen möglichen Fussball-Events, etwa im letzten März in Zürich. Vor allem aber haben sie sich mit Sicherheit längst abgesprochen, wenn es etwas abzusprechen gab. Denn die nun in New York zur Anklage gebrachten Vorwürfe sind seit vielen Jahren öffentlich bekannt.



Der Zorn der Gringos: Justizministerin Lynch.

Womit wir bei der nächsten Kardinalfrage wären: Warum interessieren sich die Amerikaner plötzlich so brennend für den Fussball, der in den USA bislang eher als Randsportart galt? Unmittelbar nach der Verhaftung stellte Justizministerin Loretta Lynch persönlich die Anklage gegen die «Fifa officials» vor, begleitet von FBI-Direktor James Comey, dem New Yorker Staatsanwalt Kelly Currie sowie einem Chefbeamten der Steuerbehörde IRS. Das

Das System ist nicht so brutal wie Waterboarding, aber mindestens so effizient.

hochkalibrige Aufgebot liess keinen Zweifel daran, dass es sich um einen Fall von höchstem nationalem Interesse handelt – und dass es nicht um ein paar korrupte Lateinamerikaner geht, sondern um das «Unternehmen Fifa».

Dazu muss man wissen: Lynch ist nicht nur Justizministerin, sie ist zugleich Oberstaatsanwältin (Attorney General). Die Gerichte mögen unabhängig sein, doch Strafuntersuchung und Anklage sind in den USA eine hochpolitische Sache. Und auf dieser Ebene, das haben schon die Schweizer Banken schmerzlich erfahren, wird nach den Regeln des American Football gespielt: hart, aber unfair. Das Verfahren an sich ist das Ziel – nur wer das Stahlbad überlebt, bekommt einen fairen Prozess.

Das Vorgehen ist immer dasselbe: Zuerst knöpfen sich die Strafverfolger das schwächste Glied der Kette vor und stellen dieses vor die Wahl: «Entweder gehst du jetzt viele Jahre in den Knast – oder du bekennt dich schuldig und beschuldigst andere.» Das gibt Stoff für die nächste Verhaftung. Das Spiel geht weiter, bis die Ermittler die Spitze der angeblich «kriminellen Organisation» im Schwitzkasten haben. Das System ist nicht so brutal wie Waterboarding, aber mindestens so effizient – und in den meisten Rechtsstaaten verpönt. Denn die Wahrscheinlichkeit ist gross, dass unter Druck falsche Anschuldigungen erhoben und erzwungene Geständnisse abgelegt werden – und dass am Ende eine vermeintliche Mafia zerschlagen wird, die es gar nie gab.

Die 160-seitige New Yorker Anklageschrift, die sich gegen insgesamt vierzehn Fussballfunktionäre aus Lateinamerika und aus der Karibik richtet, lässt keine Zweifel offen, dass auch in diesem Fall nach Wildwestmanier ermittelt wird. Im Fadenkreuz steht ganz klar die Fifa, stellvertretend für den *organized soccer*, den organisierten Fussball, was heutzutage ja fast wie «organisiertes Verbrechen» klingt. Obwohl der Weltverband so gut wie nichts mit den amerikanischen Schmiergeldzahlungen zu tun hat, wurde er anlässlich der Pressekonferenz von Lynch mindestens ein Dutzend Mal erwähnt (Concacaf und Conmebol schafften es derweil auf exakt je eine beiläufige Erwähnung). Im mehrseitigen Ingress zur Anklage wird die Fifa als *enterprise* beschrieben, also als Unternehmen, eine Art Multi, der den Weltfussball beherrscht, die Regeln bestimmt und abkassiert – und mithin die Oberverantwortung trägt für alles.

Sie wissen genau, was sie tun

Das ist etwa so, als würde man die Uno (und in letzter Konsequenz deren Generalsekretär Ban Ki Moon) dafür verantwortlich machen, dass die Vereinigten Staaten als Uno-Mitglied in Guantánamo Häftlinge folterten. Das ist absurd. Die regionalen Fussballverbände bestimmen die Geschichte des Weltfussballvereins (und nicht umgekehrt). Wissen die Amerikaner einfach nicht, was ein Verein nach Schweizer Recht ist? Der Verhaftungscoup in Zürich zeigt überdeutlich, wie skrupellos amerikanische Politanwältinnen mit ihren eingebetteten Journalisten die Vorurteile des durchschnittlich desinformierten Wutbürgers bewirtschaften. Sie wissen genau, was sie tun.

Die wirtschaftlichen und politischen Interessen von Uncle Sam an der Fifa sind evident. Die USA sind nach wie vor der weltweit grösste Sportartikelkonsument (40 Prozent Marktanteil). Die Fifa ist zudem ein mächtiger Player auf der politischen Weltbühne. Gerade mit der Vergabe der nächsten zwei Weltmeisterschaften nach Russland (statt Grossbritannien) und nach Katar (statt in die USA) hat die Fifa den Zorn der Gringos auf sich gezogen. Dass der selbsternannte Weltpolizist ausgerechnet bei diesem Verein nach Schweizer Recht nicht mehr zu sagen hat als San Marino oder Namibia, muss ihn ungemein nerven. Vor diesem Hintergrund kann der Coup in Zürich nur als Kriegserklärung gegen die Fifa und ihren Präsidenten verstanden werden.

Formell wurde die Verhaftung in Zürich vom Bundesamt für Justiz abgewickelt, das Timing haben die Amis mit der Bundes-

anwaltschaft koordiniert, Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) und der Gesamtbundesrat gaben grünes Licht. Waren sich die Schweizer bewusst, was hier gespielt wird? Ist unsere Regierung nach dem Bankendebakel schon derart gedemütigt, dass sie, wie ein ge-

Dass der Weltpolizist nicht mehr zu sagen hat als San Marino oder Namibia, muss ihn nerven.

brochenes Geschöpf, alles mit sich geschehen lässt? Oder macht die Schweiz lediglich gute Miene zum perfiden Spiel, um Schlimmeres zu verhindern? Hat sie gar eine eigene Agenda?

Die Auslieferung ist die älteste Form der Rechtshilfe und wird seit je grosszügig gehandhabt. Das liegt im Interesse des Landes:

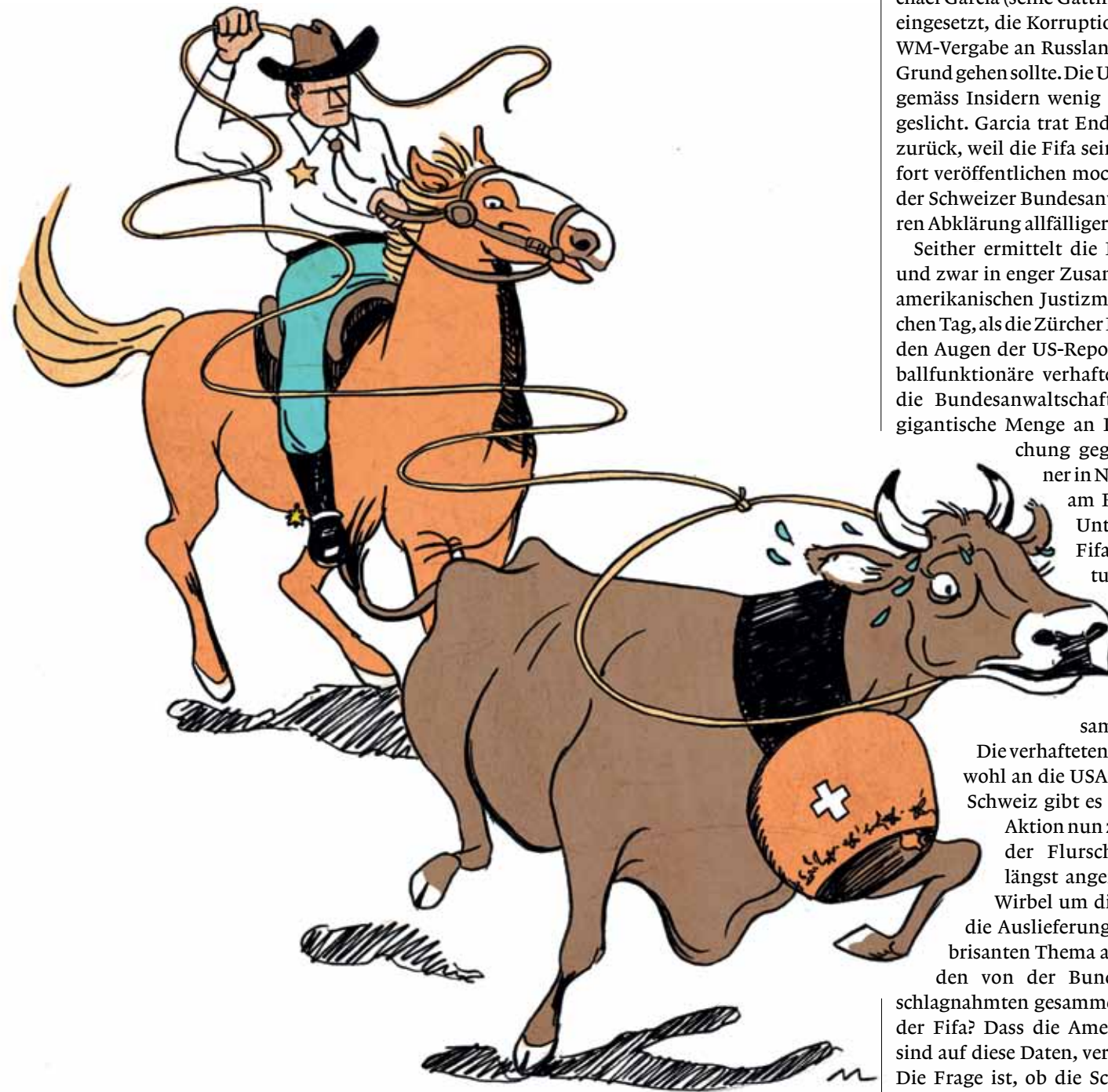
Man will potenzielle Delinquenten schnell loshaben, sollen sich doch andere mit ihnen herumschlagen. Die enge Zusammenarbeit mit den USA hat ihre Wurzeln im Zweiten Weltkrieg und im Kalten Krieg, sie war für beide Seiten von geostrategischem Interesse. Der Fall des Rohstoffhändlers Marc Rich in den 1970er Jahren war eine seltene Ausnahme, in der sich die Schweiz amerikanischem Druck konsequent und mit Erfolg entzog. Bei der Farce um die vermeintlichen nachrichtenlosen Vermögen in den 1990er Jahren und beim Powerplay um das Bankgeheimnis brach die Schweiz jedoch ziemlich schnell und kläglich ein.

An sich liegt der Kampf gegen die Korruption durchaus im Interesse der Schweiz und der Fifa. Der Weltfussballverband selber hatte 2012 eine Kommission unter der Leitung des ehemaligen New Yorker Staatsanwaltes Michael Garcia (seine Gattin arbeitet für das FBI) eingesetzt, die Korruptionsgerüchten um die WM-Vergabe an Russland und Katar auf den Grund gehen sollte. Die Untersuchung brachte gemäss Insidern wenig Brauchbares ans Tageslicht. Garcia trat Ende 2014 unter Protest zurück, weil die Fifa seinen Bericht nicht sofort veröffentlichen mochte, sondern vorweg der Schweizer Bundesanwaltschaft zur weiteren Abklärung allfälliger Straftaten übergab.

Seither ermittelt die Bundesanwaltschaft, und zwar in enger Zusammenarbeit mit dem amerikanischen Justizministerium. Am gleichen Tag, als die Zürcher Kantonspolizei unter den Augen der US-Reporter die sieben Fussballfunktionäre verhaftete, beschlagnahmte die Bundesanwaltschaft bei der Fifa eine gigantische Menge an Daten. Die Untersuchung gegen die Südamerikaner in New York hat zwar nur am Rande etwas mit der Untersuchung gegen die Fifa in der Schweiz zu tun – doch die zeitliche Abstimmung gaukelt dem durchschnittlich desinformierten Wutbürger einen Zusammenhang vor.

Die verhafteten Funktionäre werden wohl an die USA ausgeliefert. Für die Schweiz gibt es keinen Grund, diese Aktion nun zu stoppen, nachdem der Flurschaden für die Fifa längst angerichtet ist. Doch der Wirbel um die Verhaftungen und die Auslieferung lenkt vom wirklich brisanten Thema ab: Was geschieht mit den von der Bundesanwaltschaft beschlagnahmten gesammelten Geschäftsdaten der Fifa? Dass die Amerikaner rattenscharf sind auf diese Daten, versteht sich von selbst. Die Frage ist, ob die Schweizer bereit sind, ihnen auch diese Daten noch zu schenken. ○

Die verhafteten Funktionäre werden wohl an die USA ausgeliefert. Für die Schweiz gibt es keinen Grund, diese Aktion nun zu stoppen, nachdem der Flurschaden für die Fifa längst angerichtet ist. Doch der Wirbel um die Verhaftungen und die Auslieferung lenkt vom wirklich brisanten Thema ab: Was geschieht mit den von der Bundesanwaltschaft beschlagnahmten gesammelten Geschäftsdaten der Fifa? Dass die Amerikaner rattenscharf sind auf diese Daten, versteht sich von selbst. Die Frage ist, ob die Schweizer bereit sind, ihnen auch diese Daten noch zu schenken. ○



Nur wer das Stahlbad überlebt, bekommt einen fairen Prozess.

Gibt es bessere Entwicklungshilfe?

Von Beat Gygi — Die Fifa wird von allen Seiten wegen angeblicher Korruption, Ineffizienz oder falscher Ausrichtung kritisiert. Dabei erfüllt sie die Wünsche der Fussball-Liebhaber und Entwicklungsländer so gut wie keine andere Organisation.



Starker Motor: Fifa-Fussball-Festival, Mogadishu, Somalia, 2013.

Im Zentrum der gewichtigsten Sportart der Welt steht eine Organisation, die eine Monopolstellung einnimmt, die Spielregeln der Branche festlegt und überwacht, pro Jahr auf einen Gesamtertrag von knapp 5,8 Milliarden Dollar kommt, rund 1,5 Milliarden Dollar flüssige Mittel in der Kasse hat – und als Verein organisiert ist. Ist das nicht so, wie wenn man einen Ferrari-Motor in einen alten VW Käfer einbauen würde und es dem Autofahrer dann völlig freistellen würde, wie er damit herumfahren will, und ihm auch noch das Bestimmen der Verkehrsregeln überliesse? Da wäre doch zu erwarten, dass erstens die enorme Motorleistung nie richtig auf den Boden kommt und dass es zweitens immer wieder Unfälle und Schäden gibt.

Ja, es geht um Fussball. Das riesige und weltweit rasant wachsende Geschäft mit diesem Sport bewegt sich in einem Rahmen, der den Eindruck erweckt, er sei von vorgestern. Die

Fifa, die Fédération internationale de football association, ist als Verein im Sinne von Artikel 60 und folgenden des Schweizerischen Zivilgesetzbuches (ZVG) im Handelsregister eingetragen. Ein Verein ist eine sehr einfache und flexible Form der Organisation, wenn sich mehrere Personen für einen gemeinsamen Zweck zusammentun und dafür eine Körperschaft bilden wollen. Flexibilität hat grosse Vorteile. Nach den Verhaftungen hochrangiger Fussballfunktionäre vergangene Woche in Zürich und angesichts der verbreiteten Kritik an Strukturen, Arbeitsweise und Personen der Fifa gerät diese Organisationsform aber nun auf breiter Front in Verruf. Der Verein Fifa, so die vorherrschende Meinung, mache zu wenig aus dem Phänomen Fussball. Er arbeite verschwenderisch, sei entwicklungshemmend und habe zu viele fehlgesteuerte und korrupte Führungsleute.

Die Ratschläge zur Verbesserung der Situation scheinen auf der Hand zu liegen: Man muss eben nicht das Chassis eines alten VW Käfers nehmen, sondern das eines modernen Sportwagens, der mit Fahrkontrollsystemen, guter Strassenlage und raffinierter Sicherheitstechnik zum starken Motor passt. Nur so können die Kräfte aus dem Fussballsport wirklich entfesselt und in der Gesellschaft in sinnvolle Projekte und Stimmungen umgesetzt werden, dies zum Wohl der Sportler und Zuschauer.

Laufend neue Regionen erschlossen

Moment – wenn man die Entwicklung der Fifa-Geschäfte der vergangenen zwanzig Jahre anschaut, muss man eigentlich sagen: Genau das ist doch passiert! Die Erträge aus TV-Übertragungsrechten, Marketing, Lizenzen und übrigen Geschäften haben atemberaubend schnell zugenommen, es ist, als hätte man eine Quelle

angebohrt, die unter Druck steht. Seit der Jahrtausendwende sind die TV-Übertragungsrechte pro Vierjahresperiode (eine WM) von knapp einer Milliarde auf 2,4 Milliarden Dollar gestiegen, die Erträge aus Marketing-Rechten von 0,5 auf 1,5 Milliarden Dollar. Laut Fifa spielen heute rund 200 Millionen Menschen aktiv Fussball, und es werden laufend neue Regionen und Märkte dafür erschlossen. Fachleute erwarten auch für das im Fussball noch unbedeutende Nordamerika einen grossen Schub.

Aus dieser Sicht scheint die Fifa eine effiziente Organisation zu sein, um die Nachfrage nach Fussball mit dem Fussball-Angebot mehr oder weniger in Übereinstimmung zu bringen. Auf der Nachfrageseite vermarktet die Fifa die Übertragungsrechte für die Fussballspiele, daneben verkauft sie die Aufmerksamkeit der Zuschauer an die Werber vor allem in Form von Marketing. Auf der andern Marktseite sorgt die Fifa massgeblich dafür, dass ein entsprechendes Angebot entsteht. Sie legt die Spielregeln fest und überwacht sie, organisiert internationale

Die Fifa arbeitet also im Grunde genommen wie ein Marktmacher.

Wettbewerbe wie die Fussballweltmeisterschaft und unterstützt den Aufbau von Sport- und Spielstrukturen in Entwicklungsländern. In diesem Klima werden die Fussballmannschaften auf Trab gehalten; sie produzieren in anhaltendem Konkurrenzkampf interessante Spiele, die dem Publikum offenbar viel wert sind. Die wachsende Zahlungsbereitschaft der TV-Sender spricht eine deutliche Sprache.

Die Fifa arbeitet also im Grunde genommen wie ein breit ausgerichteter Vermittler von Dienstleistungen, wie ein Marktmacher. Zentral ist dabei, dass sie eine Monopolstellung im Weltfussball-Markt hat und dadurch die Einzigartigkeit und den Seltenheitswert der Fussball-Weltmeisterschaft garantiert, was deren Wert erhöht. Es sind die Länderverbände, die die Vereinsmitglieder sind, zurzeit 209, die in sechs regionale Konföderationen gegliedert sind; Europa etwa ist das Gebiet der Uefa. Es kann jeder Verband, der in seinem Land für die Organisation und die Kontrolle des Fussballs verantwortlich ist, Fifa-Mitglied werden. Pro Land wird im Prinzip nur ein Verband anerkannt. Das bedeutet, dass die Fifa eine Vereinigung von Verbänden ist, die in ihren Ländern je das Fussballwesen unter Kontrolle haben. Das erweckt den Eindruck, als habe die Fifa eine fast unbegrenzte Macht, als habe sie als Herrscher über gut 200 lokale Monopolisten praktisch die Fussballwelt in der Hand.

Und das erst noch alles in der flexiblen Vereinsform? Ja, aber genau darin liegt die Relativierung des Machtarguments. Die Fifa ist kein Unternehmen, kein Konzern, in dem das

Management von oben herab entscheiden und Anordnungen bis auf die unterste Stufe durchsetzen kann. Die Fifa-Führung kann ihren Mitgliedern nicht Befehle erteilen, denn in einem Verein sind ja die Mitglieder die Chefs. Die Mitgliederversammlung, in der Fifa der Kongress, ist der Souverän der Organisation, also der Auftraggeber, der Gesetzgeber, der dem Vereinsvorstand sagt, wo es langgeht. Klar, der Vorstand, bei der Fifa Exekutivkomitee genannt, ist meistens viel besser informiert und vernetzt als die Mitglieder und kann diesen Vorsprung zur Stärkung der eigenen Position nutzen.

Eigeninteressen der Vereinsmitglieder

Aber das ändert nichts daran, dass in der Fifa das Exekutivkomitee sowie auch Präsident Sepp Blatter den Mitgliedsverbänden nichts befehlen können, sondern, im Gegenteil, vom Kongress Befehle entgegennehmen müssen. Der Präsident wird vom Kongress gewählt, wie soeben Blatter in Zürich – der Vorstand aber nicht, und das ist eine weitere Einschränkung der Macht des Präsidenten. Die Mitglieder des 25-köpfigen Exekutivkomitees werden überwiegend durch die regionalen Konföderationen bestimmt. Der Kongress wählt nur den Präsidenten und das fest vorgesehene weibliche Mitglied, die acht Vizepräsidenten und fünfzehn weiteren Mitglieder dagegen werden durch die Konföderationen, also Uefa, Concacaf (Nord- und Zentralamerika, Karibik), Conmebol (Südamerika) et cetera bestimmt. Der Fifa-Präsident arbeitet also mit einem Vorstand zusammen, der ihm von Organisationen ins Haus gestellt wird, die gar nicht direkt Mitglieder der Fifa sind, sondern auf regionaler Ebene in ähnlicher Manier tätig sind wie der Weltverband und entsprechend eigene Interessen verfolgen.

Es wird noch brisanter: Bisher war es dieses Exekutivkomitee, das über die Austragungsorte der Fussball-WM entschied, zuletzt also zugunsten von Russland (WM 2018) und Katar (WM 2022). Wenn im Zusammenhang mit der Fifa immer wieder Mutmassungen über Mauseheleien, fehlgeleitete Zahlungen, übertriebene Beeinflussung von Vorstandsmitgliedern, Bestechung, Geldwäsche oder ungetreue Geschäftsführung aufkommen, dann betrifft dies oft gar nicht direkt Fifa-Angelegenheiten, sondern Kritik auf Konföderationsebene. Die Verhaftungen in Zürich stehen grösstenteils im Zusammenhang mit Vorwürfen der US-Justiz zu Concacaf-Geschäften.

Aber in der Öffentlichkeit sagen viele eben: «Fussball ist Fussball», und so hat die Fifa-Führung grosse Anreize, den Verein zu einem etwas stärkeren Rahmen zu machen und nach aussen zu zeigen, dass man mehr Klarheit und Redlichkeit ins Fussballgeschäft bringen wolle. Die Kontrolle der Verbandsmanager ist stärker geworden, seit 2010 hat es zahlreiche Wechsel im Vorstand gegeben, und seit jüngerem sind zwei Kommissionen mit Kontrolle und Abhilfe-

Kommissionen

Ethisch vertretbar?

Die Kontrollorgane des Weltfussballverbandes.

Die Fifa hat in den Reformen nach 2011 zwei spezielle Kommissionen geschaffen, welche die Überwachung der Organisation, vor allem des Exekutivkomitees verbessern sollen: einerseits die Ethikkommission, andererseits die Audit- und Compliance-Kommission. Beide werden durch unabhängige Personen besetzt, die vom Kongress gewählt werden. Die Ethikkommission ist mit einer Untersuchungskammer und einer rechtsprechenden Kammer nach dem Muster einer Staatsanwaltschaft aufgebaut. Und genau so soll sie auch arbeiten. Grundlage ist der Fifa-Ethik-Code, der besagt, was erlaubt ist und was nicht. Die Ethikkommission kann diesen auf alle Fussballaktivitäten, also nicht nur Fifa-intern, anwenden. Dies ist auch deshalb brisant, weil die Uefa, Europas Konföderation, keine Ethikkommission und damit keine ähnlich intensive eigene Überwachung hat.

Cornel Borbély, Schweizer Rechtsanwalt und früherer Staatsanwalt für Wirtschaftsdelikte im Kanton Zürich, leitet die Untersuchungskammer der Fifa-Ethikkommission, und am Kongress vergangene Woche wurde er zudem zum Vorsitzenden der Kommission gewählt. Der frühere Kommissionschef, der Amerikaner Michael Garcia, war gegen Ende 2014 nach Differenzen zur Interpretation von Untersuchungsergebnissen zurückgetreten. Die rechtsprechende Abteilung der Ethikkommission leitet der Deutsche Hans-Joachim Eckert; an ihm war es jüngst, auf Grundlage von Borbélys Untersuchungen die vorsorgliche Sperrung der elf Personen bekanntzugeben, deren Namen unter anderem mit den Verhaftungen zusammenhängen.

Die Audit- und Compliance-Kommission dagegen soll in der Fifa primär Finanzen und Compliance überwachen; der Radius dieser Kommission ist kleiner, aber auch sie ist unabhängig. Vorsitzender ist seit 2012 der italo-schweizerische Domenico Scala, früher unter anderem Chef von Nobel Biocare und Finanzchef von Syngenta. Am jüngsten Fifa-Kongress hat er der Versammlung die Fortschritte beim Einrichten von Kontrollmechanismen dargelegt und dabei auf eine praxistaugliche Fünf-Fragen-Probe verwiesen, die unter anderem die Frage enthält: Würden meine Familie und meine Freunde mein Verhalten ethisch vertretbar finden?

Beat Gygi

massnahmen betraut, die nicht vom Vorstand, sondern vom Kongress gewählt werden; diese sollen also von aussen her zum Rechten schauen: die Audit- und Compliance-Kommission sowie die Ethikkommission (siehe nebenstehenden Kasten). Die Fifa-Rechnung wird nach internationalen Rechnungslegungsstandards (IFRS) erstellt und geprüft, und die Verwendung der Mittel zur Entwicklung des Sports wird zunehmend Prüffirmen vorgelegt.

Auch bei den Spielregeln zur Vergabe der WM-Austragungsorte wurde Wichtiges geändert. So soll künftig nicht mehr der Vorstand über den wirtschaftlich immer bedeutungsvoller werdenden Zuschlag entscheiden. Er trifft nur noch eine Vorauswahl; entscheiden soll der Kongress, der gut achtmal so gross ist und eher den Vereinswillen spiegelt.

Bereits während Blatters Präsidentschaft seit 1998 hat sich viel in diese Richtung bewegt. Blatter hat die früher auf Europa und Südamerika konzentrierte Organisation zunehmend auch in Asien, Afrika und im Nahen Osten verankert. Dabei hat er praktisch die Vereinsstruktur genützt, denn da hat jedes Mitglied eine Stimme. Die Stimmkraft bemisst sich nicht wie in einer Aktiengesellschaft nach dem Kapitalanteil. Im Prinzip hat Blatter einfach die Vereinsdemokratie «laufen lassen», die kleinen Ländern mehr Gewicht gegeben und den etablierten alten europäischen Mitgliedern etwas von ihrem früheren Glanz genommen hat.

Bei der Vergabe der WM-Austragungsorte hielten sich alte Regeln länger. Vor 1998 wurde die WM immer alternierend nach Europa und Amerika vergeben. 2002 wurde mit der Kooperation Südkorea/Japan erstmals Asien ins Spiel gebracht. 2006 war mit Deutschland wieder

Im Prinzip hat Blatter einfach die Vereinsdemokratie «laufen lassen».

Europa an der Reihe, die Vergaben nach Südafrika (2010) und Brasilien (2014) entsprachen laut Angaben der Ethikkommission noch einem damals bestehenden Rotationssystem zwischen den Konföderationen, aber dann kam mit den Siegen von Russland (gegen westeuropäische Kandidaten) und Katar (gegen die USA) der Ausbruch aus den alten Mustern.

Das wird die globale Ausrichtung der Fifa noch beschleunigen, zumal man im Alltagsgeschäft schon lange am Erschliessen neuer Gebiete ist. Laut den Angaben floss seit 1998 gut eine Milliarde Dollar in die weltweite Fussballförderung, bis 2018 sollen 0,9 Milliarden dazukommen. Die Vereinsstruktur hat in mancher Hinsicht rasche Anpassungen der Fifa begünstigt, da meist eine rasch erreichbare Änderung der Statuten genügt, um neue Regeln einzurichten. Es wäre widersinnig, diese NGO durch staatliche Regulierung einzuengen. ○

Geopolitik

Russland am Pranger

Von Wolfgang Koydl — Die Russen sind überzeugt, dass die Vorwürfe gegen die Fifa auch sie treffen sollten. Immerhin haben westliche Boykotte gegen Sportereignisse in Russland unrühmliche Tradition.

Amerikaner hat Zar Peter der Grosse lange nicht mehr gesehen. Einst bevölkerten sie in hellen Scharen seinen Arbeitsplatz vor dem Winterpalast in St. Petersburg, doch heute hört man ihren Akzent kaum noch. «Wie abgeschnitten, fast von einem Tag auf den anderen sind sie weggeblieben», sinniert der 1,90 Meter grosse Mann, der mit bürgerlichem Namen Wassili Dubatow heisst, in Petersburg Wirtschaftswissenschaften studiert und sich – prachtvoll mit Uniform und Allongeperücke als Imperator herausgeputzt – ein Zubrot als Selfie-Modell für Touristen verdient.

Grundsätzlich mangelt es nicht an Fremden in diesem Sommer in Sankt Petersburg. Die Attraktivität der Stadt ist bei Russen und Ausländern ungebrochen gross. Die Hotels sind ausgebucht, die Trottoirs des Newski-Prospekts überlaufen und die Bootsfahrten auf der Newa ebenso überfüllt wie die Strassencafés in den langen, weissen Nächten des Frühsommers. Nur dass es eben neuerdings hauptsächlich Chinesen, Japaner und Europäer sind, die es in die prächtige Zarenhauptstadt zieht, und keine Amerikaner mehr.

«Die USA wollen uns isolieren»

«Ich bin kein Verschwörungstheoretiker», gibt Dubatow zu bedenken, «aber stutzig macht es mich doch.» Denn der Einbruch lässt sich auf den vergangenen Sommer terminieren, nach dem Anschluss der Krim durch Kremlchef Wladimir Putin und dem Ausbruch der Kämpfe zwischen prorussischen Separatisten und Kiewer Regierungstruppen im Osten der Ukraine. «Mir kommt es vor, als ob die Touristen privat Sanktionen gegen uns verhängen wollten», sinniert der Student.

Seit Ausbruch der Ukraine-Krise ist auch für Normalbürger in Russland nichts mehr so, wie es bis vor kurzem im entspannten und freundschaftlichen Verhältnis zum Westen noch war. Das alte Misstrauen, das zuletzt in den schlimmsten Jahren des Kalten Krieges gewütet hat, ist zurückgekehrt. «Die Amerikaner wollen uns isolieren», meint die 23-jährige Lidia Jermolajewa unter dem zustimmenden Nicken ihrer Freundinnen. Heute traut man gerade den USA jede Schandtat zu. Dazu brauchen die Russen noch nicht einmal staatliche Medien als Stichwortgeber. Sie kommen ganz von selbst darauf.

Das jüngste Beispiel waren die Verhaftungen von sieben Funktionären des Weltfussballverbands Fifa in Zürich auf Weisung des US-Justiz-

ministeriums. Der falsche Zar Peter vor dem Winterpalast hatte an jenem Morgen noch nichts von den Ereignissen in der fernen Schweiz erfahren. Dennoch war seine spontane Reaktion identisch mit der seines Präsidenten: «Das geht gegen uns», sprudelte es aus Dubatow heraus. «Die Amerikaner wollen uns nur die WM wegnehmen. Schon die Olympischen Spiele in Sotschi haben sie uns nicht gegönnt.»

Fast wortgleich hatte sich Putin geäussert. «Dies ist ein weiterer Versuch der Amerikaner, ihre Gesetze anderen Staaten aufzuzwingen», liess er verlauten. Man wolle den abtretenden Fifa-Chef Sepp Blatter «zwingen, Russland die Weltmeisterschaft 2018 wieder zu entziehen». Die westliche Reaktion auf diese Äusserungen liess ebenfalls nicht lange auf sich warten: Westliche Medien und Politiker diagnostizierten beim Kremlchef und seinen Landsleuten handkehrum Paranoia und Verfolgungswahn.

Moskau statt Los Angeles

Doch mit dieser schnellen Vorverurteilung macht man es sich zu leicht. Auch in regierungskritischen russischen Zeitungen und Fernsehsendern wurde in den letzten Tagen darauf hingewiesen, dass der Westen mit der Zuverlässigkeit eines pawlowschen Hundes jedes Mal ablehnend bis abwehrend reagierte, wenn Moskau ein internationales sportliches Grossereignis ausrichtete. Die Erinnerungen gehen zurück bis zu den Olympischen Sommerspielen von 1980, die von zahlreichen westlichen Staaten boykottiert worden waren – vorgeblich aus Protest gegen den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan im Dezember 1979. Das war freilich nur ein willkommenen Vorwand. Tatsächlich begannen die amerikanischen Boykottaufrufe unmittelbar nach der Wahl Moskaus als Austragungsort fünf Jahre zuvor, als Los Angeles unterlag.

Ebenfalls unvergessen in Russland ist die konstant negative Berichterstattung über die letzten Olympischen Winterspiele im vergangenen Jahr in Sotschi. Die Baukosten, die Arbeitsbedingungen auf den Baustellen, Klima, Kanalisation und Korruption, ja sogar die Diskriminierung von Homosexuellen wurden ins Feld geführt, um abermals einen Boykott durchzusetzen. Der kam zwar nicht zustande, aber mehrere westliche Staatsoberhäupter – darunter der Amerikaner Barack Obama, der Deutsche Joachim Gauck und der Franzose François Hollande – verzichteten unter fadenscheinigen Vorwänden auf eine Teilnahme an der Eröffnungsfeier. Dass Sportler



Die Boykottaufrufe begannen schon fünf Jahre zuvor: Eröffnung der Olympischen Sommerspiele in Moskau, 1980.

und Zuschauer die Spiele von Sotschi wegen ihrer Professionalität und ihrer freundschaftlichen Stimmung allgemein lobten, wurde bestenfalls hinter vorgehaltener Hand und zähneknirschend eingestanden.

Auch die Versuche, die kommende Fussballweltmeisterschaft madigzumachen, reichen weit zurück. In den letzten Wochen mündeten

Unvergessen in Russland ist die negative Berichterstattung über die Olympischen Winterspiele.

sie in ein schrilles Crescendo. Konstantin Jelisjew, ukrainischer Botschafter bei der Europäischen Union, machte Anleihen beim römischen Staatsmann Cato. So wie dieser jede Rede mit der Aufforderung zur Zerstörung des Rom-Rivalen Karthago beendete, machte sich Kiews Diplomat bei jedem EU-Aussenministertreffen für einen Boykott der WM stark.

Sein «ceterum censeo» blieb nicht ohne Folgen. Die Euro-Website Politico.eu zitierte aus einem *options paper* der EU, in dem verschiedene Varianten weiterer Strafmassnahmen

gegen Moskau erörtert werden: «Man könnte über koordinierte Massnahmen nachdenken», heisst es darin, «um die Suspendierung Russlands von prominenten internationalen kulturellen, wirtschaftlichen oder sportlichen Ereignissen zu empfehlen.» Ausdrücklich erwähnt wurden Formel-1-Rennen, Spiele der Champions League und die WM von 2018.

Schon im März hatte eine Gruppe von dreizehn US-Senatoren aus der Demokratischen wie der Republikanischen Partei unter Führung des Scharfmachers John McCain eine Resolution verabschiedet, in der ein Fernbleiben westlicher Länder vom Fussballgrosseignis in Russland gefordert wurde. Gibt es tatsächlich eine direkte Verbindung zwischen solchen Propaganda-Übungen und der Anklage gegen die Fifa-Funktionäre durch Justizministerin Loretta Lynch?

Es gibt auch viele Russen, denen dies zu sehr nach Verschwörungstheorie klingt. Aber auch sie sind der Ansicht, dass die Falken in der US-Administration und im Kongress das juristische Vorgehen billigend als Kollateralnutzen bei ihren Bemühungen betrachten, Moskau zu schwächen, wo es geht. Immerhin ist es ein er-

staunlicher Zufall, dass McCain und sein noch hartleibigerer Kollege Robert Menendez am Tag vor der Zürcher Razzia die Entlassung Blatters und eine Neuvergabe des Worldcup verlangten. Die Fifa brandmarkten sie in diesem Zusammenhang als Sanktionsbrecher: «Wenn Russland das Turnier austragen darf, würde die Fifa Putin und seinem Regime eine ökonomische Rettungsleine zuwerfen, die den internationalen Sanktionen widerspricht.»

WM-Vergabe «unwiderruflich»

Sepp Blatter freilich hat sich festgelegt. Die Vergabe der WM an Russland sei «unwiderruflich», bekräftigte er. Der Countdown hat ohnehin schon begonnen. Am 25. Juli werden in St. Petersburg die Teilnehmer an den Vorrundenspielen ausgelost – in angemessen prunkvollem Rahmen für den Fussball- und für den Kremlchef: Der Konstantinpalast im Vorort Strelna trägt nicht zufällig den Beinamen «russisches Versailles». In Auftrag gegeben wurde er von Peter dem Grossen. Sein später Selfie-Nachfahr Wassili überlegt, ob er seinen Arbeitsplatz für die Dauer der Veranstaltung nicht dorthin verlegen soll. ○

Die Leere bleibt

Von Bruno Affentranger — Joseph S. Blatter hat es gut machen wollen. Zu gut – und zu lange. Was ist sein Vermächtnis? Fussball in Afrika und Asien.

«Football cannot be the exception to the rules.» Ein typischer Blatter-Satz, den nationalen Abgeordneten und dem Exekutivkomitee zu Beginn des Kongresses in ziemlich seltsam gefärbtem Englisch entgegengeschleudert.

«Fussball kann nicht die Ausnahme der Regeln sein.» Joseph S. Blatter, der vorgestern überraschend seinen Rücktritt als Präsident der Fifa angekündigt hatte, hat mit dem Satz eigentlich alles gesagt. Natürlich hat er die Korruptionsanwürfe gemeint. Die aktenkundigen Verfehlungen von Spitzenfunktionären. Er hat von sich selber zuletzt gesprochen.

Dabei ist es in den Medien fälschlicherweise und zum Schluss nur immer um ihn gegangen. Es hat nicht sein können, dass ein Präsident sein Wort bricht und entgegen allen Ankündigungen nochmals für eine fünfte Amtsperiode antritt. Dass ein 79-Jähriger die Zukunft eines Weltverbandes verkörpern soll. Dass der Walliser die Korruptionsanwürfe, Untersuchungen, Verhaftungen im engsten Machtzirkel schadlos übersteht.

Sepp Blatter geht. Er geht betrübt und geknickt. «Lasst uns weitergehen für eine positive Veränderung im Fussball», hat Joseph Blatter den Emissären zur Eröffnung des Kongresses zugerufen.

Die vielzitierte Fussballfamilie wird in der Tat weitergehen müssen in Richtung «New Fifa» – ohne Blatter.

Man reibt sich verwundert die Augen und fragt: Hat sich Blatter, der schlaue «Uhrmacher», wie Feinde ihn seit seiner Zeit bei Longines nennen, hat sich der «Uhrmacher» vertan? Ein Detail übersehen? Verrechnet?

Er hat die Liebe zum Fussball und zu den Entwicklungsländern nie verlernt.

Joseph S. Blatter hat sich in diesen Tagen neu und zu Ende erfunden. Schon eine Weile hat er an seinem Kokon gesponnen. Man hätte ihm dabei zuschauen können. Seit dem verhängnisvollen 2. Dezember 2010, als er Katar aus dem Briefumschlag mit dem versteckten Ausrichter der Fussball-Finalrunde 2022 herauszog.

Während der vorangegangenen Abstimmung im damals 22-köpfigen Exekutivkomitee

wurde Sepp Blatter klar, dass sich die Ära der DealMaker und Kleptokraten dem Ende zuneigt. Er hatte fein notiert, wie sie alle nochmals absahnten. Mindestens 1,5 Millionen Dollar pro Stimme sind vor der Auswahl der WM-Ausrichter von 2018 und 2022 geflossen, so haben Arrangeure der Kandidatenländer



Infrastruktur für kleine Verbände: Blatter auf Mauritius, 2013.

damals dem Schreibenden berichtet. In einigen Fällen deutlich mehr. In mindestens einem Fall – in Blatters Fall – nichts. Seit 2011 ermittelt die US-Justiz.

Nach der Razzia vor einer Woche in Zürich werden die Ermittler wiederkommen. Europa und Eurasien rücken in den Fokus. In mindestens einem unterscheidet sich Blatter deutlich von seinen Mitstreitern: Er hat ausschliesslich mit Wissen gehandelt und dieses für seine komplexen Machtkonstruktionen angewendet. Die anderen Exponenten setzen ihre Macht mit Geld gleich. Die auf ihren Konti nachweisbare Gier wird ihr ganz privates Verderben. Sie sind einem wissenden Präsidenten ausgeliefert gewesen, der allerdings selber ein Gefangener gewesen ist: seines Wissens über anderer Verfehlungen und seines eigenen Glaubens an die Unverzichtbarkeit.

Das alles ändert nichts daran, dass der ehemalige Conférencier und Reporter, der emotionale, verletzte Mann und Tänzer, vor allem eines ist, auch nach der Niederlage seines Lebens: kühl, schlau, wendig und konz-

triert in Situationen, in denen andere einbrechen. Seine Talente haben ihn früh dazu befähigt.

«Seppi», wie ihn seine Mutter in Visp stets genannt hat, Seppi ist ausserordentlich be-seelt. Der Ehrgeiz treibt ihn ein Leben lang an, «etwas zu werden». Sein Vater hatte dies von ihm stets eingefordert.

Die grosse Chance, etwas zu werden durch eine Tätigkeit, deren Sinnhaftigkeit ihn erschauern lässt, kommt 1975, in seinem ersten Jahr in der Fifa. An einem Mini-Kongress in Addis Abeba in Äthiopien hat er sein Erweckungserlebnis. Die afrikanischen Anwesenden buhen den einzigen weissen Mann aus und nennen ihn einen Kolonialisten. Zu lange

hatte die Fifa nur versprochen und Europa gefeiert. Gleichheit ohne Fussbälle – wie soll das gehen? Ein Spiel ohne Tore? Ein Verband ohne Wissen? Blatter beginnt zu reden, hört zu, redet weiter und bannt die Zuhörer mit einem Einigkeitsappell, wie er für ihn typisch werden wird. An jenem Tag begreift der als Entwicklungschef angeheuerte Blatter, was seine Aufgabe und Chance sein wird: Afrika für den Fussball zu erobern. Und weil das so gut klappt, so gleich auch Asien.

Das Erstaunlichste

Das wird zum Schluss sein eigentliches Vermächtnis. Joseph Blatter wird als jener Mann in die Geschichte eingehen, der in vierzig Jahren innerhalb der Fifa den Fussball global gemacht und den kleinen Verbänden Infrastruktur, Managementwissen und Fussballexpertise gebracht hat. Er ist jener, der den Hegemon Europa gebrochen hat, lange

bevor Asien und später China den geopolitischen Aufstieg erfährt. Es spricht derzeit vieles dafür, dass Asien den nächsten Fifa-Präsidenten stellen wird.

Das Erstaunlichste, das ihm seine Gegner gerne absprechen, aber ist: Er hat die Liebe zum Fussball und zu den im Weltsport aufkommenden Entwicklungsländern nie verlernt. Bei allem Mitwissen um krumme Dinge muss man konstatieren, dass der ehemalige Chef der Fussballentwicklungshilfe noch immer an das zitierte und arg verbrauchte Bild des Fussballs glaubt. Das genau ist nach vierzig Jahren Fifa und siebzehn Jahren Präsidentschaft Sepp Blatters Elend. In seiner Gedankenwelt hat es gar keine Alternative zum Verharren in der Fifa gegeben. Jetzt ist die grosse Leere Realität.

Der Luzerner Verleger und Journalist Bruno Affentranger (BA Media Luzern) ist Autor des Buchs «Sepp – König der Fussballwelt», einer nicht autorisierten Biografie über den Fifa-Präsidenten Joseph S. Blatter.



Hello Tomorrow Emirates

Finden Sie Ihren Work-Life Groove

Von ganz entspannt zu beschwingt, finden Sie eine Auswahl an Inspirationen in unserer Business Class. Geniessen Sie feinste Gourmet-Küche, lachen Sie über die neusten Komödien oder verweilen Sie in der Onboard-Lounge. Bei uns in der A380 geben Sie den Takt an.

emirates.ch

Onboard-Lounge in der Emirates A380 ♦ Kostenloses WLAN in ausgewählten Flugzeugen

Erleben Sie unsere A380 täglich ab Zürich via Dubai zu über fünfunddreissig Destinationen weltweit. Für weitere Informationen besuchen Sie bitte emirates.ch oder wenden Sie sich an Emirates unter Telefon 0844 111 555 oder an Ihr Reisebüro.



Wo die Geldströme versickerten: ehemaliger Fifa-Spitzenfunktionär Blazer.

Affären

Der Kronzeuge

Von Peter Hartmann — Vom Smiley-Verkäufer zum Fussball-Visionär, vom Helfershelfer zum Maulwurf: Chuck Blazer, 70, liefert der US-Justiz die Fakten, die Sepp Blatter und der Fifa gefährlich werden. Der masslose Dreizentnerkoloss ist inzwischen schwer krank.

Als es Charles Gordon, kurz «Chuck» Blazer noch gutging, wog er gut zweihundert Kilo, auf seinen Reisen im Privatflugzeug musste er mit Sauerstoff beatmet werden, und für die kurzen Wege von seiner Residenz im Trump Tower zu seinen Lieblingsrestaurants in Manhattan war er auf sein Elektromobil angewiesen. «Er ass, trank und verschleuderte sein Geld, wie wenn es kein Morgen geben würde», schrieb die *Daily News*. Dann, eines Abends im November 2011, baute sich eine Gruppe Unbekannter vor dem Tisch des Genussmenschen

im «Elaine's» auf. Die Männer wiesen sich als Beamte des FBI aus und kamen gleich zur Sache: Entweder sie müssten ihn unverzüglich in Handschellen abführen, oder er entscheide sich auszupacken. Auf die Schliche gekommen waren die Ermittler ihm wie seinerzeit Al Capone, weil er keine Steuern zahlte.

So wurde Chuck Blazer, Mitglied im Fifa-Exekutivkomitee und einer der engsten Berater von Sepp Blatter, über Nacht zu «Deep Throat», wie der geheimnisvolle Zeuge im Watergate-Skandal, der selber ein Hochrangi-

ger des FBI war. Gegen den unförmigen Rübezahl Blazer mit dem gekrausten Haupt und dem verfilzten Bart, der sich gerne als Weihnachtsmann verkleidete und sich in dieser Pose als Glückwunschkarte bei seinen ungezählten Freunden in Erinnerung rief, liefen Ermittlungen wegen Mitgliedschaft in einer kriminellen Organisation, Betrug, Geldwäsche und Steuerhinterziehung. Blazer droht eine Zuchthausstrafe bis zu zwanzig Jahren. Seine Kooperationsbereitschaft wird ihm strafmildernd angerechnet.

Der Soccer-Alpöhi wurde zum Spion umgedreht. Der heimliche Seitenwechsler nahm jetzt vertrauliche Gespräche mit einem verdeckten Mikrophon auf, das die FBI-Techniker in seinem Schlüsselbund installiert hatten. So 2012 in London, als er sich vor und während der Olympischen Spiele mit führenden Figuren des Weltsports zum Insider-Plausch traf. Auch mit dem Russen Alexei Sorokin, dem Chef des Organisationskomitees der Weltmeisterschaft 2018, der unmittelbar vor dem Fifa-Kongress in Zürich überraschend zurückgetreten ist.

Eroberung Amerikas

Das System Blatter, dieses austarierte Netz des gegenseitigen Gebens und Nehmens, das allen Beteiligten irgendwie nützt und das die Korruption so üppig gedeihen lässt – es beginnt zu reissen. Chuck Blazer und Sepp Blatter mögen sich persönlich nicht, wie Fifa-Kenner sagen, aber sie waren aufeinander angewiesen. Sie hatten beide den gleichen visionären Antrieb: Die USA, den wichtigsten Sportmarkt des Erdballs, für den Fussball zu erobern. Blatter brauchte die 35 Unterstützer aus Nord- und Mittelamerika und der Karibik als sicheres Wahlkapital. Er weiss, dass Stimmen gezählt und nicht gewogen werden.

Als Gegenleistung gewährte Blatter Jack Warner, dem raffgierigen Präsidenten des Kontinentalverbands von Nord- und Mittelamerika und der Karibik (Concacaf), der am letzten Freitag in Port of Spain vorübergehend in Haft wanderte und schon 2011 wegen Korruptionsverdachts als Persona non grata von der Fifa-Tafelrunde verbannt worden ist, und Chuck Blazer Narrenfreiheit. Blatter verschenkte Warner sogar regionale WM-Fernsehrechte für einen Dollar. Die Fakten sind seit Jahren bekannt.

Blazer als kommerzieller Mastermind war für Blatter spätestens nach dem Erfolg der Fussball-WM 1994 unentbehrlich geworden. Auch wenn Amerika Blatter kein Glück gebracht hat. Er war damals noch Generalsekretär und versuchte, seinen Übervater João Havelange vom Fifa-Thron zu putschen, brachte aber keine Mehrheit hinter sich.

Um den Aufsteiger Chuck Blazer, einen Hochschulabbrecher aus dem New Yorker Viertel Queens, der nie im Leben Fussball gespielt hat, zu begreifen, muss man in das Amerika der achtziger Jahre zurückblenden, als die Olympischen Spiele vor dem Ruin standen und 1984 im Coliseum von Los Angeles ihre Hollywood-märchenhafte Auferstehung feierten. Der Retter hiess Peter Ueberroth, ein Manager, der in jungen Jahren das zweitgrösste Reiseunternehmen der USA aufgebaut hatte. Das Zauberwort hiess: Kommerzialisierung.

Ueberroth organisierte die ersten privat finanzierten Spiele, die nun auch Profisportlern offenstanden, schloss Sponsorenverträge mit 34 Firmen, darunter Coca-Cola und Ame-

rican Express, vergab 64 Marketinglizenzen und erwirtschaftete trotz des Boykotts der Sowjetunion und ihrer Satelliten einen Profit von 250 Millionen Dollar. Amerika bewies sich als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Die Welt, und voran US-Präsident Ronald Reagan, applaudierten dem Optimisten Ueberroth, der danach zum Chef der Baseball-Liga berufen wurde.

1984 war aber auch das Jahr, in dem die North American Soccer League (NASL) ihren Betrieb einstellte. Der Fussball brachte kein Bein auf den nordamerikanischen Boden. Gegen die etablierten Nationalsportarten – ausser Baseball auch Basketball, American Football und Eishockey – mit ihren professionellen Strukturen und lukrativen Fernsehverträgen schien der Fussball chancenlos. Er galt als das Spiel der Latinos und der Schulkinder. Chuck Blazer hatte in einem früheren Leben die Fabrik für Ansteckknöpfe seines Schwiegervaters geleitet und war der smarte Kopf hinter dem Welterfolg der Smiley-Buttons.

Für den Fussball als Spiel zeigte er keine Leidenschaft, aber er war besessen vom Glauben an die amerikanische Fussballzukunft. Er wurde in jenem Aufbruchsjahr 1984 Vizepräsident der United States Soccer Federation, des einfluss- und konzeptlosen Landesverbands, doch verlor er den Job nach zwei Jahren und gründete eine eigene Profi-Liga, die jedoch 1989 pleiteging.

Die Nabelschnur des Geldes verband Chuck Blazer und Jack Warner zu Zwillingen.

So war er gerade arbeitslos, als er 1989 in Port of Spain Jack Warner wiedertraf, einen spindeldürren Geschichtslehrer und Fussballverbandsboss des Karibik-Kleinstaats Trinidad und Tobago, der später Parlamentsabgeordneter und Minister wurde. Die beiden hatten sich 1986 am Rande der WM in Mexiko kennengelernt. Die Nabelschnur des Geldes verband sie zu Zwillingen. Blazer schlug Warner vor, sich für den Posten des Präsidenten des Fifa-Kontinentalverbandes Concacaf zu bewerben. Warner machte ihn zum Kampagnenleiter, und nach dem Wahlsieg ernannte er Blazer zum Generalsekretär und stattete ihn mit einem Vertrag aus, der dem Manager einen festen Anteil von zehn Prozent an allen Geschäften zusicherte.

Blazer bezog grössenwahnsinnig eine Bürosuite im 17. Stock des Trump Tower an der Fifth Avenue in New York, ausserdem eine Privatsuite an der gleichen Adresse mit einer Dienstbotenwohnung für seine geliebten Katzen, obwohl vier Jahre lang, bis zur WM 94, kaum Geld hereinkam. Er hatte den Vertrag vorausschauend nicht auf seine eigene Person abgeschlossen, sondern auf eine Firma na-

mens Sportvertising mit Sitz auf den Cayman Islands und diese wiederum mit einem Kranz von Offshore-Adressen in karibischen Steueroasen verbandelt, wo die Geldströme versickerten. Einundzwanzig Millionen Dollar konnten die Ermittler ausfindig machen.

Sepp Blatter hielt Blazer für ein Verkaufsgenie. 1996 zog der Amerikaner ins Exekutivkomitee der Fifa ein, delegiert vom Concacaf. Blatter berief ihn zum Vorsitzenden der Marketing- und Medienkommission, die das Kerngeschäft der Fifa überwacht, Sponsoring- und TV-Verträge aushandelt. Blazers (aber auch Blatters) Rolle bei einem undurchschaubaren Fehltritt blieb ungeklärt, als die Fifa den Sponsor Mastercard ausbootete und durch Visa ersetzte. Mastercard erstritt vor Gericht eine Entschädigung von 100 Millionen Dollar. In jedem Privatunternehmen wären die Verantwortlichen entlassen und den Gerichten übergeben worden; Blatter feuerte pro forma den Marketingchef Jérôme Valcke, beförderte ihn jedoch ein halbes Jahr danach zum Generalsekretär.

«Mister zehn Prozent»

Chuck Blazers Utopien haben sich erfüllt, nicht, was sein eigenes Schicksal angeht, aber der Concacaf hat vor einem Jahr einen fabelhaften Fernsehvertrag für 720 Millionen Dollar abgeschlossen. «Mister zehn Prozent» geht viel Geld durch die Lappen. Er ist gesundheitlich stark angeschlagen, und vielleicht wird er die Schmach eines Prozesses nicht mehr erleben. Laut *New York Times* leidet er an Darmkrebs und ist mehrmals operiert worden. In seinem früheren Büro im Trump Tower sitzt jetzt der Wirtschaftsprofessor und US-Verbandspräsident Sunil Gulati, der früher die Fütterung der Katzen im Dienstboten-Annex übernahm, wenn der grosse Chuck Blazer auf Reisen war. ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

● **Ergreifen Sie jetzt die Chance**
NEIN zur neuen Billag-Mediensteuer am 14. Juni

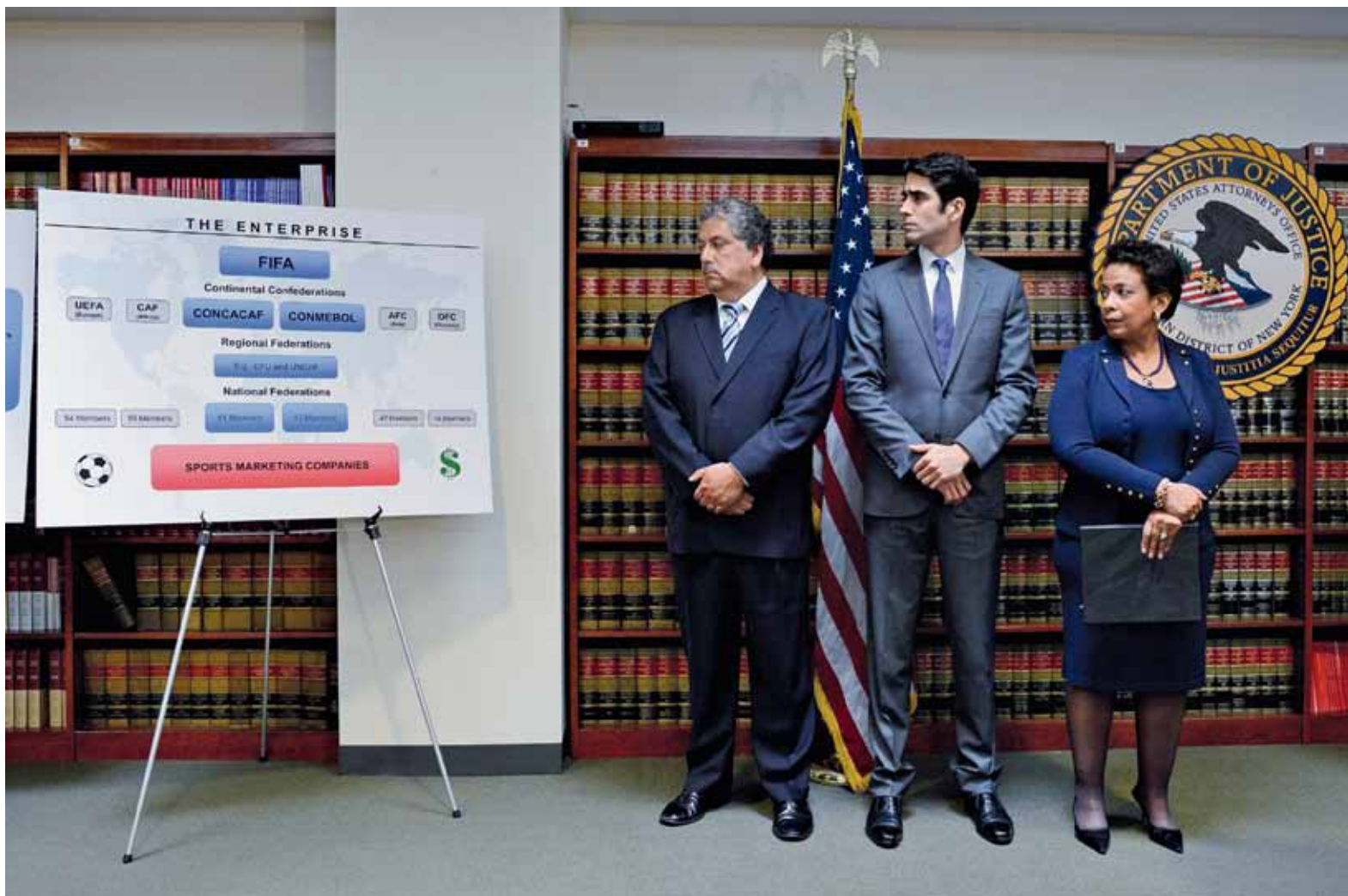
● **Keine zusätzliche Belastung für KMU**
NEIN zur brandgefährlichen Erbschaftsteuer am 14. Juni

● **Schweizer Berufsnachwuchs**
Das Training für die World Skills 2015 in São Paulo hat begonnen

www.gewerbezeitung.ch

Wer ist schlimmer: die Fifa oder die Blatter-Hasser?

Von Mick Hume — Westliche Moralisten tun so, als wäre Sepp Blatter der Saddam Hussein des internationalen Fußballs. Der Sport dient diesen selbsternannten Saubermännern indes nur als Vorwand, um wenigstens einmal als die Guten dazustehen.



Den alten Knackern von der Fifa eine Tracht Prügel verpassen: US-Justizministerin Loretta Lynch mit Generalbundesanwalt Evan Norris (M.).

Die Schlacht um die Zukunft des Fußballs zwischen der Fifa und den US-Justizbehörden erinnert an ein miserables Fußballspiel, bei dem man keine der beiden Mannschaften als Sieger sehen möchte, sondern nur, dass sich die Erde auftut und beide Teams verschluckt. Klar, die Fifa ist ein heruntergekommener Klub, der nur seine eigenen Interessen verfolgt. Aber der Gedanke, dass wir die Zukunft des Fußballs lieber dem FBI, der Uefa, dem englischen Fußballverband, britischen Politikern oder der britischen Königsfamilie anvertrauen sollten, ist ebenso grotesk wie Sepp Blatters Behauptung, er sei der neue Besen, der seinen Stall schon ausmisten werde. Mit Fußball hat das alles ohnehin nichts zu tun. Der Medienkrieg, in dem es um Korruption und die Vergabe der Weltmeisterschaften an Russland und Katar geht, ist ein einziges Ablenkungsmanöver, bei dem beide Seiten ihre politischen Spielchen treiben. Es ist ja

viel leichter, ein Ende der Korruption im Fußball zu fordern, als sich ernsthaft mit den wirtschaftlichen und politischen Problemen der Welt auseinanderzusetzen.

Die amerikanischen und britischen Behörden mögen wenig gegen die IS-Kämpfer ausrichten, aber den alten Knackern von der Fifa kann man in den Medien eine Tracht Prügel verpassen. Das Fußballschlachtfeld ist ein künstlicher Platz, auf dem alle möglichen diskreditierten Politiker und andere sich als Saubermänner aufführen, um wenigstens einmal als die Guten dazustehen, indem sie Abstaubertore gegen den «Diktator» Blatter schießen, den neuen «Bond»-Schurken.

Neuer moralischer Kreuzzug

Der Fußballsport hat so überzogene Dimensionen angenommen, dass über politische und gesellschaftliche Fragen nicht mehr diskutiert

wird. Der Streit über die Fifa ist eine Verlagerung dieses Trends auf die globale Ebene, ein neuer moralischer Kreuzzug, der einen davon entlastet, die Probleme der Weltwirtschaft und der internationalen Politik anzugehen.

Sehen wir uns einmal die Teams an, die sich in diesem unappetitlichen Spiel gegenüberstehen. Die Heimmannschaft ist die Fifa-Elite, angeführt von dem 79-jährigen Präsidenten Blatter, seit 1998 im Amt und soeben für eine fünfte Amtszeit wiedergewählt. Trotz aller Dementis ist die Fifa seit ihrer Gründung im Jahr 1904 immer wieder in die internationale Politik geraten. Die britischen Fußballverbände boykottierten sie aus politischen Gründen vom Ende des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Die Entscheidung darüber, wer die WM ausrichten darf, ging nicht selten in politischen Kontroversen unter, seit 1930 die erste WM an Uruguay vergeben worden war, was zu einem

Boycott der meisten europäischen Verbände führte, und seit der zweiten WM, die vier Jahre später in Mussolinis Italien stattfand.

Seit den siebziger Jahren ist die Fifa das Monster geworden, wie wir es heute kennen. Blatters Vorgänger war der Brasilianer João Havelange, Präsident von 1974 bis 1998, in den Sechzigern und Siebzigern den Militärdiktaturen in Brasilien und Argentinien freundschaftlich verbunden. Er gewann Sponsoren wie Coca-Cola, hofierte Entwicklungsländer mit dem Versprechen von Geld und prestigereichen Turnieren und baute sich in Lateinamerika, Afrika und Asien eine Machtbasis auf, die er gegen die alten europäischen Fussballmächte ausspielte. Sein Nachfolger hat diese Politik fortgeführt und Unterstützung gewonnen, indem er die WM an junge Länder und Kontinente vergab und ihnen Geschenke machte. Im Westen vergleicht man Blatter gern mit einem Diktator, während seine Anhänger in Nord- und Zentralamerika und in der Karibik ihn mit Churchill, Mandela und Jesus vergleichen. Der Fifa gehören mittlerweile 209 nationale Verbände an. Im Jahr 2013 verzeichnete diese angeblich gemeinnützige Organisation Einnahmen von 1,3 Milliarden Dollar und hatte Bargeldreserven von mehr als 1,4 Milliarden Dollar.

Im Fussball würde man sagen: Sie mauern

Je fetter Blatters Klub wurde, desto mehr Gelegenheiten zur Bereicherung ergaben sich. Besonders die groteske Entscheidung, die WM 2022 an Katar zu vergeben, stiess auf Unverständnis. Aber der Deal war ebenso politisch motiviert und gut geschmiert wie derjenige, mit dem die WM 2010 erstmals an ein afrikanisches Land vergeben wurde. Mit dem Unterschied, dass es, im Gegensatz zum fussballverrückten Südafrika, keinen vernünftigen Grund gibt, die WM in Katar zu veranstalten.

Blatter und seine Freunde reagieren auf die Korruptionsvorwürfe mit klassischer Defensivpolitik. Statt Antworten zu geben, stellt Blatter sich als Opfer einer angloamerikanischen imperialistischen Verschwörung dar, während die Katarer ihren Kritikern Rassismus und Islamophobie vorwerfen. Um es in der Fussballsprache auszudrücken: Sie mauern. Aber natürlich geht es hier nicht um Fussball.

Und die Gästemannschaft, die den Angriff auf die Fifa vortrug? Diese aus westlichen Aufpassern, Politikern und öffentlichen Figuren bestehende Truppe sieht noch unattraktiver aus. Blatter gilt ihnen als jüngste Inkarnation des internationalen Schurken, dem gegenüber sie moralische Posen einnehmen können – als wäre er der Saddam Hussein oder Gaddafi des Fussballs, der sich in seinem Schweizer Bunker verkrochen hat. Die politische Geschichte wiederholt sich als fussballerische Farce.

Warum sind die Amerikaner, ohne das Wort «Fussball» über die Lippen zu bringen, plötzlich so besorgt, dass sie Fifa-Funktionäre in

Zürich verhaften lassen? Ersatzhandlungen gehören zu den bevorzugten Spielchen des FBI, denn es ist ja auch viel einfacher, mit dem Vorgehen gegen hochrangige Personen davon abzulenken, dass man bei den ernstesten Problemen in der amerikanischen Gesellschaft versagt. Auch diese Sache fiel dem FBI praktisch in den Schoss, denn die Operation verdankt sich dem Informanten Chuck Blazer, früher Spitzenmann der Fifa in Amerika, und nicht eigener Ermittlungstätigkeit. Es bot sich die wunderbare Gelegenheit, auf der Weltbühne zu erscheinen und entschlossen zu erklären, dass man im Fussball aufräumen und die «WM des Betrugs»

Diese Geschichten von dubiosen Geschäften dienen als Vorwand für politische Selbstdarstellung.

offenlegen werde. Ein Melodram, inszeniert für die internationalen Medien, um noch einmal Ruhm und Macht der USA zu demonstrieren. Wen interessiert schon unser Versagen im Kampf gegen Terror/Drogen/Kriminalität – Hauptsache, wir können es der Fifa mal zeigen!

Auch die britischen Politiker und öffentlichen Figuren, die sich den Kritikern angeschlossen haben, wollen von etwas ablenken. Die ursprünglichen Recherchen der *Sunday Times* und von «Panorama» (BBC) sind saubere journalistische Arbeit, was man schon daran sieht, wie sehr sich Blatter darüber echaufferte. Aber diese Geschichten von dubiosen finanziellen Geschäften dienen inzwischen als Vorwand für sinnlose politische Selbstdarstellung.

Greg Dyke von der englischen Football Association (FA) nutzt die Gelegenheit, so zu tun, als kämpften die Fifa-Blazer auf Seiten der Engel und machten den Fans nicht das Leben schwer. Premierminister Cameron hat sich die Chance natürlich nicht entgehen lassen, einen Regimewechsel an der Spitze der Fifa zu fordern, um wieder den noblen Staatsmann geben und von seiner stümperhaften Aussenpolitik ablenken zu können. Noch grotesker ist der Labour-Politiker Andy Burnham, der den Parteivorsitz anstrebt. Kürzlich erklärte er, England solle notfalls im Alleingang einen WM-Boycott durchziehen, aber nicht 2022 in Katar, sondern 2018 in Russland – «wegen der Korruptionsvorwürfe gegen die Fifa und ausserdem wegen der russischen Haltung in der Ukraine-Frage». Un-erheblich, dass der Westen zu einer Verschärfung des Ukraine-Konflikts beigetragen hat und Grossbritannien auf der Weltbühne relativ machtlos ist – Hauptsache, man kann noch mehr sinnlose Forderungen stellen.

Dass dies alles politisch motivierte Ersatzhandlungen sind, wird klar, wenn man sich die Lösungen ansieht, die von den Blatter-Bashern vorgeschlagen werden. Ein WM-Boycott der gesamten Uefa? Aber nicht nur Russland, auch der mächtige französische und spanische Ver-

band haben Blatter offenbar wiedergewählt. Die grossen Sponsoren wie Coca-Cola und Visa sollen Blatters Rücktritt und eine Reform der Fifa erzwingen? Dieselben Konzerne, die von den Fans für den Ruin des Fussballsports verantwortlich gemacht werden, sollen ihn nun retten? Was für eine Illusion.

Ein Randereignis, das im Zürcher Durcheinander fast unterging, war die Forderung der palästinensischen Delegation, Israel aus der Fifa auszuschliessen, obendrein sollte eine Kommission zur Beobachtung aller fussballrelevanten Aktivitäten Israels eingesetzt werden. Blatter betonte, dass die Fifa sich nicht in politische Konflikte einmischen solle. «Wir sind für den Sport zuständig, nicht für Politik. Das wäre ein sehr gefährlicher Präzedenzfall.»

Diese Besorgnis kommt ein bisschen spät, verehrter Herr Blatter. Die Fifa trägt schon lange zu einer Politisierung des Fussballs bei und ist nun selbst ein internationaler politischer Zirkus geworden. Ich weiss nicht, wie man die Krise in der Fifa löst. Aber bestimmt nicht durch dieses jämmerliche Spektakel (mit all seiner fussballerischen Grossmäuligkeit und den unспортlichen Schwalben), das nun auf das Feld der internationalen Diplomatie projiziert wird.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum 

Antworttalon

Weltwoche 2015

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Raum ohne Volk

Von Henryk M. Broder — Weshalb den Deutschen die Lust am Kinderkriegen vergangen ist.



Wie konnte im Laufe weniger Generationen aus einem Volk ohne Raum ein Raum ohne Volk werden? Als ob die Schmach, beim Eurovision Song Contest mit null Punkten auf

dem letzten Platz zu landen, nicht schon schlimm genug wäre, sind wir schon wieder das Schlusslicht, diesmal auf einem ganz anderen Gelände. Nirgendwo auf der Welt werden so wenige Kinder geboren wie in Deutschland. In den vergangenen fünf Jahren waren es durchschnittlich 8,2 Kinder je tausend Einwohner. Das ist noch weniger als in Japan, das mit 8,4 Kindern je tausend Einwohner in die Vergreisung treibt.

Warum das so ist, darüber streiten sich nun die Experten. Die am weitesten verbreitete Ansicht lautet: Der Staat tue nicht genug, um Familien zu fördern; vor allem kinderreiche Familien würden von der Gesellschaft im Stich gelassen. Angesichts von mehr als 200 Milliarden Euro, die jedes Jahr von Bund, Ländern und Gemeinden für über 150 «ehe- und familienbezogene Einzelmassnahmen» ausgegeben werden, ist das eine mehr als frivole Behauptung. Kein anderer Bereich des öffentlichen Lebens, weder Forschung noch Bildung, weder Strassenbau noch Kultur, nicht einmal der Sport, wird so massiv subventioniert wie die Familie und das Kinderkriegen. An zu wenig Geld kann's nicht liegen, eher an zu viel.

Dass den Deutschen die Lust aufs Kinderkriegen dennoch vergangen ist, hat wohl andere Gründe. In einer Gesellschaft, in der «Planungssicherheit» an die Stelle der Unternehmensfreude getreten ist, in der Achtzehnjährige sich vor allem dafür interessieren, wie viel Rente sie am Ende ihres Berufslebens erwarten dürfen, sind Kinder ein Störfaktor. Ein Risikoinvestment, verglichen mit dem die Aktien der Deutschen Telekom eine extrem sichere Anlage waren.

Dazu kommt noch: Die Deutschen sind extrem umweltbewusst. Sie haben sich vorgenommen, die Welt zu retten. Sie trennen ihren Müll, sie fahren Bahn mit grünem Strom, sie heizen und kochen mit Solarenergie, sogar nachts, wenn keine Sonne scheint. Sie achten auf ihren CO₂-Abdruck. Und wenn man sie fragt, warum sie all das tun, dann sagen sie: «Wir haben uns die Erde von unseren Kindern nur geliehen.» – Und bald wird niemand mehr da sein, an den sie ihre Schulden zurückzahlen können.

Die Griechen sind nicht allein schuld

Von Kurt Schiltknecht — Die Sanierung Griechenlands wird wohl noch weitere Jahre dauern. Der Prozess könnte beschleunigt werden. Die EU-Politiker müssten aber umdenken.

Seit rund acht Jahren befindet sich Griechenland in einer Rezession. In dieser Zeit sind, sieht man von dem Jahr mit einem Schulden-schnitt ab, die Schulden ununterbrochen angestiegen. Die EU und der Internationale Währungsfonds (IWF) gewährten Griechenland immer mehr Kredite. Um die Schuldenlast tragbarer zu machen, wurden die Laufzeiten alter Kredite verlängert und die Zinsen niedrig festgesetzt. Die Gewährung der Kredite und die Umschuldung wurden mit Auflagen in Bezug auf die von Griechenland einzuschlagende Fiskal- und Wirtschaftspolitik verbunden.

Weltfremde Politik

Trotz aller Auflagen und trotz der immer grösser werdenden Kredite steht Griechenland noch immer vor einem drohenden Staatsbankrott. Von einer nachhaltigen Erholung der griechischen Wirtschaft und einer Gesundung der Staatsfinanzen ist nichts zu sehen. Wenn man im Vergleich dazu die erfolgreiche Entwicklung von Island, das vor einigen Jahren ebenfalls in einer tiefen Krise steckte, betrachtet, kann man zu der von der EU, vom Währungsfonds, von der Europäischen Zentralbank und Griechenland zur Rettung der griechischen Wirtschaft verfolgten Wirtschaftspolitik nur eines sagen: Sie ist kläglich gescheitert.

Das Scheitern liegt nicht nur, wie das viele EU-Politiker glauben machen wollen, am schlechten Willen der Griechen und ihrer Politiker. Die Probleme liegen tiefer. Mitschuldig sind viele. Insbesondere diejenigen, die das ökonomische Fundament der EU konzipiert haben. Vor allem die Väter des Euro, die mit einer Einheitswährung eine schnelle Integration der Völker erreichen wollten, haben es versäumt, den einzelnen Ländern das wirksamste wirtschaftspolitische Instrument, die nationale Geldpolitik, durch andere Instrumente zur Lösung nationaler Wirtschaftsprobleme zu ersetzen.

Eine europäische Fiskalpolitik gibt es immer noch nicht. Deshalb bleibt den Ländern mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten und mangelnder Wettbewerbsfähigkeit praktisch keine andere Wahl, als ihre Lage über eine Senkung der Löhne zu verbessern. Ein Prozess, der sich ohne politische Turbulenzen kurzfristig kaum durchsetzen lässt. Besonders kritisch ist die Situation in den überschuldeten Ländern, denn diese müssen, statt mit einer expansiven Fis-

kalpolitik auf die Krise zu reagieren, ein Sparprogramm in die Wege leiten. Noch immer grassiert in den Köpfen vieler Politiker die Vorstellung, dass ein überschuldetes Land seine Finanzen allein durch eine Austeritätspolitik wieder ins Lot bringen kann. Dies ist weltfremd. Ohne Wirtschaftswachstum können die Defizite nur mit höheren Steuern reduziert werden. Dies wiederum würde die Wettbewerbssituation zusätzlich verschlechtern.

Solange ein Land über eine eigenständige Geldpolitik verfügte, konnte es seine Wettbewerbsfähigkeit über eine Abwertung rasch wiederherstellen. Da dies für die Länder des Euro-Raums nicht mehr möglich ist, dauert eine Sanierung der Staatsfinanzen lang, und die mit der Austeritätspolitik einhergehende Wirtschaftsstagnation kann, wie das Beispiel Griechenland zeigt, Jahre anhalten. Deshalb müssten andere Lösungen gesucht werden. Am besten wäre eine radikale Umschuldung. Eine Studie



des Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) zeigt, dass eine einzige Umschuldung häufig nicht ausreicht. Zu den besten Ergebnissen führt es, wenn die Schulden durch eine substanzielle Reduktion des Nennwertes verkleinert werden. Ein solches Vorgehen würde sich im Fall von Griechenland aufdrängen. Nur so hat Griechenland eine Chance, in ab-

sehbarer Zeit wieder auf eigenen Füßen stehen zu können. Die Politiker der kreditgebenden Länder scheuen ein solches Vorgehen. Denn dann würde den Bürgern ersichtlich, wie viel Geld die EU und der IWF bisher ohne Wirkung zum Verhindern eines griechischen Staatsbankrotts eingesetzt haben. Die heutige Strategie, die Lösung des Problems hinauszuschieben, ist unehrlich und wenig wirksam.

Ob Griechenland eine solche Chance nutzen würde, steht in den Sternen. Damit der Druck zu Reformen und zu gesunden Staatsfinanzen gross bleibt, sollten die EU und die EZB klarstellen, dass sie künftig nicht mehr dafür sorgen werden, die Risikoprämien der überschuldeten Staaten künstlich tief zu halten. Ordnung in die Staatsfinanzen kann nur gebracht werden, wenn wieder die Finanzmärkte und nicht die EU-Politiker das Finanzgebaren der Staaten disziplinieren. Solange die Notenbanken die Risikoprämien und Zinsen künstlich tief halten, wird die Überschuldung noch lange ein Gesprächsthema bleiben.

Neue neo-osmanische Impulse

Von Hansrudolf Kamer — Die Türkei steht an einer Wegkreuzung. Die Parlamentswahlen entscheiden, ob sich Präsident Erdogan mit einer Verfassungsänderung zum Alleinherrscher aufschwingen kann.



Vor wenigen Tagen hat Istanbul die Eroberung Konstantinopels vor 562 Jahren gefeiert. Nicht am genauen Jahrestag, sondern später, damit die Regierung ihre Anhänger an einem arbeitsfreien Samstag mobilisieren konnte. Es stehen Parlamentswahlen bevor, die über die künftige Staatsform der Türkei entscheiden könnten.

Was aus christlicher Sicht als der Fall Konstantinopels beschrieben wird, ist aus muslimischer Perspektive eine glorreiche Eroberung. Diese wird wieder offiziell gefeiert, seit Recep Tayyip Erdogan 1994 zum Bürgermeister der Stadt gewählt wurde, womit seine steile Karriere begann.

Die goldene Zeit der vorrepublikanischen, imperialen Türkei weckt politisch verwertbare Nostalgie. Das Geburtsdatum des Osmanischen Reiches soll Erdogans «neue Türkei» symbolisieren. Noch ist allerdings nichts entschieden. Erdogan ändert zwar historische Daten, wenn es ihm passt, aber seine Zukunft hängt vom Ausgang der Wahlen ab.

Erdogan selber ist nicht Kandidat, doch schwebt er über allem. Es geht um die Zusammensetzung des Parlaments in Ankara. Ministerpräsident Ahmet Davutoglu und seine islamistische Partei für Gerechtigkeit und Aufschwung (AKP) könnte diesmal die absolute Mehrheit verlieren. Die AKP hat seit 2002 alles gewonnen, was zu gewinnen war – auf nationaler und lokaler Ebene. Sie hat Präsidentenwahlen gewonnen und zwei Volksabstimmungen. Sie ist erfolgsgewohnt und erfolgsverwöhnt.

Erdogan und die AKP präsidieren über einen beispiellosen Wirtschaftsaufschwung, der breiteren Wohlstand brachte und die türkische Mittelklasse zu stärkerer Teilnahme am politischen und gesellschaftlichen Leben führte. Die vorher dominierende Militärkaste wurde zurückgedrängt.

Doch der Boom verlor in den letzten zwei Jahren deutlich an Stärke. Weder Erdogan noch Davutoglu haben ein Rezept gegen die Wachstumsschwäche. Erdogan verteidigt sich, so gut es geht, und attackiert wiederholt die türkische Notenbank, die durch ihre Unabhängigkeit bisher Garantin für die gedeihliche

Wirtschaftsentwicklung und das Vertrauen ausländischer Investoren war.

Der niedrige Erdölpreis könnte Wachstumsimpulse geben, da die Türkei grosse Mengen von Energieträgern importiert. Doch der Wertzerfall der türkischen Lira gegenüber dem Dollar annulliert den Vorteil. Die Arbeitslosigkeit ist mit elf Prozent hoch und zeigt steigende Tendenz. Die Staatsverschuldung ist beträchtlich und wächst ohne Aussicht auf Besserung.

Natürlich ist das Umfeld schwierig. Die Zahl der Flüchtlinge aus Syrien ist mittlerweile auf 1,7 Millionen angeschwollen. Der Krieg im Nachbarland belastet die Türkei. Doch Erdogans erratische Aussenpolitik verstärkt die türkische Isolierung. Gemeinsame Interessen mit den kulturfeindlichen Brutalos des Islamischen Staates sind der dürftige Rest des einstigen neo-osmanischen Aufbruchs.

Die Kurden bleiben für Erdogan ein Problem der Sonderklasse. In Syrien und im Irak sind sie seine Gegner. In der Türkei selber hatte er einen Verhandlungsprozess angestossen, der vielversprechend schien. Nun läuft nichts mehr – was Einfluss auf die Wahlen hat.

Trotz allem wird die AKP diese Wahlen gewinnen. Die Frage ist: Wie hoch? Für Erdogans Pläne, die türkische Staatsform in ein Präsidialsystem mit autoritären Befugnissen zu

verwandeln, braucht er eine Verfassungsänderung. Um diese durchzusetzen, ist eine Dreifünftel- oder eine Zweidrittelmehrheit im Parlament notwendig, je nachdem gekoppelt an eine Volksabstimmung.

Um ins Parlament einzuziehen, muss eine Partei mindestens zehn Prozent der Stimmen erhalten. Die hohe Sperrklausel begünstigt die AKP. Aber die bisher nicht vertretene prokurdische HDP (Demokratische Partei der Völker) pendelt in Umfragen genau um diese Zehn-Prozent-Grenze herum.

Wegen ihrer Nähe zur kurdischen Arbeiterpartei PKK ist die HDP vielen Türken suspekt geblieben. Sie sehen in ihr nur eine politische Vereinigung getarnter Terroristen. Doch ihr Spitzenkandidat Selahattin Demirtas ist in Istanbul populär geworden und verfängt vor allem bei den Jungen.

Plebiszitär verbrämte Diktatur

Sollte die HDP die Hürde nehmen, wird es für die AKP schwierig, die für die Verfassungsänderung notwendige Mehrheit zu erringen. Erdogan könnte mit den beiden andern Oppositionsparteien paktieren, doch das scheint angesichts der tiefen Feindschaft unter ihnen wenig wahrscheinlich. Der Sultan müsste sein Projekt Alleinherrschaft begraben. So leicht wird er sich aber nicht geschlagen geben.

Im Wahlkampf beschwören Erdogan und Davutoglu die historische Einigkeit der Kurden, Türken und Araber. Ein neuer Flughafen im Südosten Anatoliens wurde auf den Namen Saladin getauft – der arabische Eroberer Jerusalems. Nomen est omen: Es besteht die reelle Gefahr, dass auch die Türkei sich in eine plebiszitär verbrämte Diktatur verwandelt. Die starken Männer sind auf dem Vormarsch.



Problem der Sonderklasse: Erdogan mit Gattin Emine.

Zürcher Tempel, Berner Tempel

Von Christoph Mörgeli

Zum Weltfussballverband Fifa sprach die grüne Berner Nationalrätin Aline Trede bei Tele Züri das Folgende: «Wenn man in diesem Tempel ist auf dem Zürichberg, dann muss man sich schon fragen, ist das jetzt das, was die Fifa zeigen will, also will sie das auch verkörpern.» Nun darf man zu Tredes Fifa-«Tempel» in Zürich immerhin anmerken, dass dieser als reiner Privatbau ohne einen Steuerfranken errichtet wurde.

Ganz anders liegen die Dinge bei den vielen Berner Tempeln, die der Bundesverwaltung dienen. Diese Tempel wurden zu hundert Prozent aus Steuergeldern errichtet. Wir denken an den Bundestempel des eidgenössischen Parlaments, der kürzlich für 103 Millionen Franken restauriert worden ist. Ganz besonders denken wir an den Tempel des Bundesamtes für Migration am Quellenweg 6 in Wabern. Diesen Migrationstempel bewohnt der Bund nur mietweise, denn er gehört der Pensionskasse des Bundespersonals. So bezahlen die Steuerpflichtigen nicht nur die Büros unserer Migrationsbeamten, sondern garantieren mit horrenden Mietsummen gleichzeitig auch noch deren Altersvorsorge.

Der selbstbewusste Tempelritter in der Portierloge des hochmodernen Glaspalastes verwehrt einem einfachen Nationalrat den Eintritt in den Tempelhof. Weil der Ausgesperrte aber sein Gesicht nahe ans Aussenfenster drückte, erkannte er die den Eingelassenen vorbehaltene Kunst am Bau. Da steht in arabischen und lateinischen Lettern: «human rights» und «justice». Oder «family», «education» und «work». Damit auch dem letzten Migranten klar wird, welche Rechte er hierzulande einfordern und einklagen kann.

Der zahlenden Öffentlichkeit steht also das öffentliche Gebäude nicht offen. Darum besuchen wir die Homepage des Bundesamts, pardon, des Staatssekretariats für Migration. Die Beförderung erfolgte 2015 wegen der «wachsenden Bedeutung und dem umfangreicheren Aufgabenbereich». «Willkommen» – so heisst der erste Titel, der uns unter www.bfm.admin.ch empfängt. Willkommen – so lautet denn auch der freundliche Empfang, den wir netto 100 000 Ausländern und immer neuen Rekordzahlen an Asylbewerbern bereiten. Gemäss Migrantenverwaltung sollen wir uns aber freuen – vor allem über den Tunesier Yassine Chikhaoui. Er ist Captain des FC Zürich. Vielleicht winkt ihm demnächst ein frei werdender Job. Im Zürcher Fifa-Tempel.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Der Schatz im Jordensee

Von Peter Bodenmann — Die Norweger haben das Öl. Wir haben den Franken. Mit beidem kann man viel Kohle machen.



Es geht um 500 Milliarden Franken: SNB-Chef Jordan.

Die SVP nahm ab Herbst 2014 die Nationalbank unter Beschuss. Mitte Januar 2015 verloren Jordan, Zurbrugg und Danthine die Nerven. In einer Panikreaktion gaben sie den festen Wechselkurs auf.

Ihre Begründungen: Man hätte den Wechselkurs so oder so aufgeben müssen. Und dann wäre alles noch teurer gekommen. Wahr ist genau das Gegenteil: Die Nationalbank verteidigte seit Jahrzehnten immer einen direkten oder indirekten Wechselkurs.

Vier Monate nach dem krassen Fehlentscheid präsentiert sich der Schadensplatz Schweiz wie folgt: Wir torkeln in eine SVP-Rezession. Die Exporte gehen zurück. Überall werden Stellen abgebaut und Investitionen zurückgestellt. Bereits verteidigt politisch niemand mehr die Aufhebung des Mindestkurses. Im Apparat der Nationalbank werden erste Risse sichtbar.

Die Nationalbank hat mit dem Drucken von Franken, mit dem Mindestkurs, inflationsfrei Geld verdient. Noch immer hat dies der Grossteil der Journalisten und Politiker nicht begriffen. Der Doyen der Schweizer Währungspolitik, der emeritierte Professor Peter Bernholz, dazu in der *NZZ am Sonntag*: «Die Norweger liefern Öl. Was die Schweiz liefern kann, ist stabiles Geld, das in vielen Ländern begehrt ist. Gerade in unsicheren Zeiten, wenn die Inflationsraten in anderen Ländern ansteigen,

besteht eine starke Nachfrage. Wir können nahezu kostenlos Papiergeld und anderes Zentralbankgeld (Einlagen der Banken bei der SNB) schaffen und exportieren.» Für Bernholz sollte die Nationalbank mit diesem Geld Aktien kaufen. Und die Kantone an den so erzielten Gewinnen beteiligen.

Wie gross ist dieser in den Bilanzen versteckte Schatz? Es geht um 500 Milliarden Franken. Es geht um mehr Geld, als Bund, Kantone und Gemeinden zusammen an Schulden haben.

Werden die kantonalen Finanzdirektoren diesen Schatz aus dem Jordensee heben, um Steuern und Krankenkassenprämien zu senken? Natürlich nicht, weil sie keine Bilanzen lesen können.

Die Grünliberalen hängen in den Seilen. Martin Bäumle braucht dringend eine neue zündende Idee: Ein Fünftel des Schatzes der Nationalbank kommt in einen Fonds, der den schnellen ökologischen Umbau der Schweiz finanziert. Mit dem Ertrag dieser 100-Milliarden-Investition wird die Stilllegung der Atomkraftwerke finanziert, da diese viel zu wenige Reserven gebildet haben. Bäumle, der in seiner Jugend noch Karl May las, würde sich politisch erholen. Dank dem Schatz aus dem Jordensee.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Zusammenhalt durch Ignoranz

Von Kurt W. Zimmermann — Die SRG halte die Landesteile kulturell zusammen, sagt die SRG. Die TV-Zuschauer sehen es umgekehrt.

Es war eine gute Antwort auf eine gute Frage. Wie viele Interviews er zuletzt gegeben habe, wollte die *Berner Zeitung* von SRG-Generaldirektor Roger de Weck wissen. «Ich gebe keine Interviews über meine Interviews», sagte er.

Dafür sagt de Weck in seinen unzähligen Interviews immer dasselbe: Die nationale Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) sei quasi der Superkleber der Schweiz. Der SRG-Superkleber, so de Weck, füge die Eidgenossenschaft zusammen. Der Leim Sorge für den kohäsiven Zusammenhalt des Landes.

Es ist eine steile These. Aber stimmt sie auch? Man kann die Frage vom Programm her oder von den Finanzen her betrachten. Interessanter ist die inhaltliche Frage.

Fragen wir uns also, wie sehr die SRG-Programme wirklich eine kulturelle Klammer der Landesteile bilden. Schauen zum Beispiel die Deutschschweizer TV-Zuschauer die vier Westschweizer und Tessiner Kanäle? Nein, sie ignorieren sie. Der Marktanteil der SRG-Sender aus der Westschweiz und der italienischsprachigen Schweiz liegt in der Deutschschweiz nahe bei null.

TV-Nutzung Deutschschweiz	Marktanteil
SRG-Sender der Deutschschweiz	32,2 %
Ausländische TV-Sender	62,0 %
SRG-Sender Westschweiz und Tessin	0,5 %

In der Westschweiz sieht es genauso aus. Die Romands lieben, wie die Deutschschweizer, die Sender aus dem Ausland. Die fünf Kanäle ihrer *compatriotes* sind ihnen egal.

TV-Nutzung Westschweiz	Marktanteil
SRG-Sender der Westschweiz	29,1 %
Ausländische TV-Sender	68,8 %
SRG-Sender D.-Schweiz und Tessin	1,6 %

Können zumindest die Tessiner und die italienischsprachigen Bündner den Klebstoff SRG retten? Nein. Auch hier will keiner wissen, was sich ausserhalb tut. Etwas höher liegt die Quote nur deshalb, weil ansässige Deutschschweizer gelegentlich die Heimatkanäle nutzen.

TV-Nutzung im Tessin	Marktanteil
SRG-Sender des Tessins	34,3 %
Ausländische TV-Sender	60,4 %
SRG-Sender D.- und Westschweiz	3,7 %

Wenn die SRG also sagt, sie würde zur helvetischen Völkerverständigung beitragen, ist das



Superkleber? SRG-Generaldirektor de Weck.

reiner Unfug. Die TV-Nutzung im Land ist nach streng ethischen Kriterien definiert. Niemand interessiert sich, obschon sie überall empfangbar sind, für die Angebote aus anderen Landesteilen.

Die SRG ist somit ein rein finanzieller Lastenausgleich, genauso wie es ihn zwischen Flachland- und Alpenregionen und zwischen finanzstarken und finanzschwachen Kantonen gibt. Das Radio- und TV-Programm der Deutschschweiz kostet 568 Millionen im Jahr, jenes der Westschweiz 392 Millionen, jenes im Tessin 244 Millionen. Die lateinische Schweiz verbraucht damit mehr als die Hälfte der Mittel, obwohl sie nur dreissig Prozent der Bevölkerung abdeckt.

Man könnte es, als Klammerbemerkung, auch anders sehen. Warum kann das Deutschschweizer TV sein Programm nicht zu den Kosten des fast identischen Westschweizer TV herstellen? Schon wären über 170 Millionen gespart.

Kulturell hingegen hat die SRG keine Klammerfunktion. Die drei Landesteile ignorieren sich beim TV-Konsum vollkommen. Die SRG erbringt ausserhalb des Finanzausgleichs keine Integrationsleistung für das Land. Sie ist kein verbindender Superkleber.

Es gibt keinen vereinten Schweizer Landessender. Es gibt drei scharf getrennte Schweizer Landesteilsender.

Geld und Treue

Von Beatrice Schlag — Folgen von Lohnunterschieden.

Erstaunlicherweise gibt es sie noch immer: Die Männer, die nicht wollen, dass ihre Frauen arbeiten gehen, auch wenn noch keine Kinder da sind. Offenbar schmeichelt es ihrem Ego, sich eine Prinzessin zu leisten, die sich nicht abrackern soll. Es gibt auch Frauen, allerdings nicht allzu viele, die sich einen Hausmann wünschen, der ein bisschen Hausarbeit macht und ansonsten tagsüber Musse für seine Hobbys oder künstlerischen Talente hat, während sie für den Broterwerb zuständig ist. Egal, ob der einzige Lohnverdiener in der Familie männlich oder weiblich ist: Das Modell birgt einige Tücken. Wer es je selber ausprobiert hat, kennt sie. Der eine kommt erschöpft nach Hause und hofft vor allem auf Ruhe. Der andere lechzt ausgeruht nach Unterhaltung. Werden die jeweiligen Erwartungen zu oft enttäuscht, beginnt die Beziehung zu wackeln.



Einen ganz neuen Grund, warum Paare mit einem einzigen Alleinverdiener gefährdeter sind als andere, förderte eine vor kurzem veröffentlichte amerikanische Studie mit fast 3000 Paaren zu Tage: Je grösser die finanzielle Abhängigkeit des einen Partners vom anderen, desto höher die Bereitschaft, fremdzugehen. Sie haben richtig gelesen. Nicht der, der das Geld heimbringt, findet, etwas Abwechslung stehe ihm für seine Rackerei zu, sondern der andere. «Menschen leben nicht gern in ungleichen Partnerschaften», sagt dazu die Studienleiterin von der University of Connecticut, «vor allem nicht die, die finanziell wenig oder nichts beitragen.» Bei Männern ohne eigenen Verdienst klettert die Untreuerate auf stolze fünfzehn Prozent, während Frauen, die ihre Männer aushalten, so gut wie nie untreu werden. Umgekehrt liegt die Wahrscheinlichkeit, dass erwerbslose Frauen ihre Männer betrügen, immerhin bei fünf Prozent. Die treuesten Männer, sagt die Statistik, seien die, die für siebzig Prozent des gemeinsamen Geldes aufkommen. Leicht verstörende Nebenerkenntnis der Studie: Männer, die gleich viele Stunden ausser Haus arbeiten wie ihre Frauen, dafür aber weniger Lohn bekommen, neigen ebenso heftig zur Untreue wie die, die gar nicht arbeiten. Offensichtlich ist das männliche Ego ein arg empfindliches Pflänzchen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man heutzutage Frauenfürze noch als solche bezeichnen, oder müssten sie politisch korrekt «Genderfürze» genannt werden?

Daniel Widmer, Aarau

Die Verwendung des Begriffs «Frauenfürze» ist absolut korrekt, da er die geschichtliche Dimension der Emanzipation der Frau impliziert. Während früher angepasste und pflegeleichte Frauen den Mund hielten und deshalb der Schuss nach hinten losging, lassen es heute emanzipierte Frauen so richtig krachen, was auch aus olfaktorischen Gründen verträglicher ist. *Julia Onken*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«So oder so: Roger de Weck lebt auf einem anderen Planeten.»

Edi Borer



In welcher Welt? SRG-Generaldirektor de Weck.

Gratis und franko

Nr. 22 – «Service public in eigener Sache»;
Rico Bandle über Roger de Weck

Man muss fast unweigerlich an de Wecks Intelligenz zweifeln, wenn er in der *Sonntagszeitung* der Familie Schweizer offensichtlich droht, sie müsse sich – ohne SRG – den Champions-League-Final im teuren Bezahlfernsehen zu Gemüte führen. In welcher Welt lebt denn der SRG-Generaldirektor? In jener der sechziger und siebziger Jahre, als ein Grossteil der Schweizer TV-Zuschauer nur das Schweizer Fernsehen via Dachantenne empfangen konnte? Offensichtlich hinkt er rund fünfzig Jahre hinter der TV-Entwicklung hinterher, anders kann ich mir auch nicht erklären, dass SRF neben den internationalen Fussballspielen auch völlig fantasielos einfach die Samstagabend-Kisten von RTL, Pro 7 und Konsorten kopiert. Die meisten Champions-League-Spiele (und die «Kisten») können gratis und franko auf ausländischen Sendern auch in der Schweiz gesehen werden: ohne teures Bezahlfernsehen. So oder so: Roger de Weck lebt auf einem anderen Planeten, aber damit ist er als SRG-Boss eigentlich untragbar. *Edi Borer, Neuhausen (D)*

Mein Blutdruck und Sommaruga

Nr. 22 – «Die Misere heisst Sommaruga»;
Editorial von Roger Köppel

Aus gesundheitlichen Gründen musste ich für 24 Stunden ein Blutdruckmessgerät tragen.

Alle 15 Minuten wird der Blutdruck gemessen. Mit Interesse habe ich die Daten jeweils abgelesen. Die Werte lagen bei 130/82 bis 142/80. Über Mittag habe ich wie immer mit Spannung die neuste *Weltwoche* gelesen. Während ich den Artikel von Roger Köppel gelesen habe, wurde gleichzeitig automatisch der Blutdruck gemessen. Mit Staunen sah ich, dass der Blutdruck auf unglaubliche 158/84 gestiegen war. Eine solch offene Asylpolitik, wie sie Simonetta Sommaruga betreibt, ist doch nicht im Sinne der meisten Schweizer. Sie macht krank. Die Asylpolitik und deren Durchführung müssen abschreckend wirken. Unser Land muss so unattraktiv wie möglich sein, damit niemand auf die Idee kommt, in der Schweiz einen Asylantrag zu stellen. Frau Sommaruga setzt den Willen der Schweizer Bevölkerung nicht um. Sie ist eine Fehlbesetzung für das Amt und gehört abgewählt.

Daniel Rohner, Anglikon

Ärger Weltwoche

Nr. 22 – «Unser kleiner Triumph»;
Interview mit Starschneider Martin Greenfield

Über die *Weltwoche* habe ich mich schon oft geärgert und werde dies weiterhin tun, vielleicht schon am nächsten Donnerstag. Das macht aber nichts, auch deswegen lese ich sie ja. Für das Interview mit Martin Greenfield gibt's aber ein Kompliment, und zwar ein grosses und dickes.

Edi Rey, Romanshorn

Eine wahre Intellektuelle

Nr. 22 – «Bitterer, schärfer, selbstironischer»; Valentin Landmann über seine Mutter Salcia

Als HSG-Student besuchte ich Anfang der siebziger Jahre auch Abendvorlesungen im Rahmen des Programms der Volkshochschule, unter anderem bei Dr. Landmann über kultur- und religionsgeschichtliche Themen mit Fokus Osteuropa. Dies war der Beginn einer lockeren, aber langen Freundschaft. Ihr stupendes kultur- und religionsgeschichtliches Wissen beeindruckte mich ebenso wie ihr Scharfsinn und ihre warmherzige Menschenfreundlichkeit. In geradezu seherischer Klarheit erkannte Salcia den Schwindel der 68er Ideologie: schwatzen, ohne zu wissen, machen, ohne zu können und ohne zuvor gelernt zu haben. Mit mutigen Stellungnahmen warnte sie vor den kultur- und bildungszerstörerischen Folgen der 68er Ideologie in den folgenden Schulreformen. Dafür wurde sie vom Mainstream bestraft. Sie flog aus praktisch allen Feuilletons und kam am Ende kaum mehr in die Leserbriefe. Kurzum, ihr Ehrenplatz blieb der der wahren Intellektuellen: jener zwischen Stuhl und Bank.

Markus Eckstein, Goldach

Was für ein Wahnsinn

Nr. 22 – «Die Würde der Eltern»; Alex Reichmuth über Präimplantationsdiagnostik

Über Leichen soll der Weg zum eigenen Wunschkind führen? Es sind rund vierzig Embryos, kleinste Menschenleben, die für ein solches Kind geopfert werden sollen. Was sind das für Eltern, die so etwas verantworten können? Es muss um jeden Preis mein eigen Fleisch und Blut sein, was für ein Wahnsinn.

Brigitte Baumann, Uster

Geschickte Spekulationen

Nr. 21 – «Gefährliche Verlockungen»; Kurt Schiltknecht über die Erbschaftssteuer

Mit einer gewaltigen Propaganda-Kampagne wollen die Superreichen im Land die Abstimmung über die Erbschaftssteuer gewinnen, und es macht den Anschein, dass die Mehrheit des Volkes sich übertölpeln lässt. Grosse Vermögen sind selten «erarbeitet», sondern über Generationen weitervererbt oder durch geschickte Spekulation zusammengerafft. Der Familienclan, der das Unternehmen Sika verschachern will, ist das Paradebeispiel. Solche parasitären Leute wollen jetzt steuerliche Immunität. Die grosse Mehrheit des Volkes hat ein legitimes Interesse, dass die Initiative für eine milde Erbschaftssteuer angenommen wird: a) die Jüngeren und Erwerbstätigen und somit Beitragszahler, weil sie sonst mit Lohnabzügen noch mehr zur Kasse kommen; b) normale AHV-Rentner, damit deren Rente gesichert

wird; c) alle Normalverdiener, die an die kantonalen Finanzen denken; d) Superreiche mit etwas Sinn für Gerechtigkeit und Weitsicht, weil die Initiative hilft, gewaltige soziale Verwerfungen zu mildern. Jakob Michel, Basel

Höchste Zeit für die Notbremse

Nr. 19 – «Achtung, Anfänger»; Markus Schär über die Verhandlungen mit der EU

Der Beitrag über die Verhandlungsverweigerung der EU trifft den Nagel auf den Kopf. Noch immer hat die EU nicht begriffen, dass in der Schweiz das Volk direkt demokratisch entscheidet und dass nicht von der Classe politique von oben herab bestimmt wird, wie dies in der EU üblich ist. Doch wäre es eben auch Aufgabe des Bundes, dies der EU immer wieder klarzumachen. Wie ginge wohl eine Abstimmung in Deutschland über die Masseneinwanderung aus? Doch die Politiker dort haben Angst vor dem Volk, darum darf es auch nicht abstimmen. Eines ist für mich jedoch klar: Bei der Personenfreizügigkeit profitiert die EU überproportional von der Schweiz. Die EU betreibt Rosinenpickerei. Bundesbern täte gut daran, der EU endlich klarzumachen, dass die Schweiz eine Einwanderung von netto über 80 000 Personen pro Jahr schlicht nicht verkraften kann. Es muss hier die Notbremse endlich gezogen werden, und Inländervorrang und Kontingente müssen eingeführt werden, wie dies Volk und Stände beschlossen haben. Die EU will, das ist offensichtlich, von der Schweiz nur profitieren. Die Schweizer Diplomatie muss endlich aufwachen und sich von EU-Drohungen nicht mehr beeindrucken lassen. Standfestigkeit und Selbstbewusstsein sind gefordert! Patrick Schäfli, Liestal

Korrigenda

Im Artikel «Der Krieg öffnet den Menschen» (Nr. 22/15) ist der Name des Fotografen falsch angegeben. Richtig ist: Yurko Dyachyshyn. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Leserblitz

Sepp Blatter

Was hat er verbrochen? Wessen ist er angeklagt? Null. Niente. Nada. Nothing. Von Peter Bartels

Sepp Blatter! Ein Name. Ein Symbol. Synonym für Betrug, Korruption, das Böse schlechthin. Schweizer halt. Der *Spiegel* bringt einen *wanted*-Titel: «Korrupt». Die *Bild* auf der ganzen Frontseite ein schwarzes Kreuz: «Schwarzer Tag». Klar, wer sonst hat so einen Draht zu Gott?

Sepp Blatter, die rechte Hand des Teufels über allen Fussball-Tempeln des Planeten. Der Brutus des Fussballs, Jekyll and Hyde, Al Capone. Mindestens Richelieu...

Was hat er verbrochen? Wessen ist er angeklagt? Überführt? Rechtskräftig? Null! Niente! Nada! Nothing!

Unschuldsumutung? Bis zum Urteil? Wenigstens? Der «Weltgerichtshof» – also der *Spiegel*, die *New York Times*, ach ja, die zum Plappermaul verkommene *Bild* und neuerdings die ihre Kernleserschaft anrumpelnde *FAZ* – hat dank göttlicher Eingebung entschieden: Schuldig! Verdammt in alle Ewigkeit!

Was wirft das göttliche Weltgericht diesem Sepp Blatter vor? Er hat die WM nach Katar «verschoben». Dort schufteten jetzt Tausende «Skaven» aus Pakistan oder so für 300 Euro im Monat für die Fussball-Scheichs. Dass diese 300 Euro in ihrer Heimat 3000 Euro Kaufkraft haben, sagt/schreibt keiner...

Und dann hat diese Natter Blatter die WM auch noch Putin zugeschanzt. Russland? Das ginge ja noch. Aber Putin? Das geht gar nicht... «Man» weiss doch, was der aus der WM machen wird! Eine einzige Werbung für «sein» Russland. Waren die wunderbaren Winterspiele in Sotschi nicht furchtbarer Beweis genug?

Ja, da wurde ein Handvoll hochrangiger «angeblicher» Fifa-Abkassierer verhaftet. Ausgerechnet auf Bitten des doch sonst so verhassten US-FBI. Man stelle sich vor, das wäre unter irgendeinem Republikaner wie Bush passiert! Aber Obama? Der diniert doch täglich mit der blinden Göttin Justitia! *Never ever*, also. Man wird sehen...

Sepp Blatter – wer mag ihn schon? Ich kenne keinen. Aber solange er weder angeklagt noch verurteilt ist, ist der Mann unschuldig. Und unbescholten! Die jagende, heulende Meute entlarvt sich mal wieder selbst. Es ist peinlich...

Peter Bartels ist Journalist und war von 1989 bis 1991 *Bild*-Chefredaktor.



Wertvolle Erfahrungen: Schweizer F/A-18 bei einer Übung über Norwegen, 2014.

Schweizer Luftwaffe am Polarkreis

Schweizer Piloten haben während zwei Wochen an einer Übung in Nordeuropa teilgenommen. Kritiker sprechen von einem «kaum kalkulierbaren Eskalationsrisiko» und einer «Gefahr für die Neutralität». Mitnichten. Mitverantwortlich für diese falsche Wahrnehmung ist die Kommunikationspolitik des VBS. *Von Urs Gehrigler*

Nachrichten über die Schweizer Luftwaffe sind beliebt unter Journalisten. Sie generieren zuverlässig knallige Schlagzeilen. Einmal verbrauchen die Armeeflieger zu viel Geld, dann sind sie wieder nicht gut genug, bisweilen wird gar suggeriert, es brauche die Luftwaffe eigentlich gar nicht mehr. Zurzeit ist gerade wieder Flugwetter für Jet-Schlagzeilen-Drechsler. «Schweizer Kampffjets in heikler Mission», titelt der *Tages-Anzeiger* und portiert einen deutschen Experten, der warnt, die Schweiz gehe am Polarkreis ein «kaum kalkulierbares Eskalationsrisiko» ein. Um Himmels willen, fragt die Leserschaft, was haben uns die Schweizer Top Guns da eingebrockt?

Sich zu drehen angefangen hat die jüngste Aufregungspirouette mit einer Meldung des Schweizer Radio und Fernsehens (SRF): «Nato-Manöver nahe Russland gestartet – Schweiz trainiert mit», titelte Srf.ch Anfang letzter Woche. Gemeint war die Luftverteidigungsübung «Arctic Challenge Exercise 2015» (ACE 2015). In Zeiten, da das Verhältnis zu Russland infolge

der Ukraine-Krise angespannt ist, einige gar von einem neuen kalten Krieg sprechen, klingt der Titel besonders abenteuerlich. Dumm nur für die News-Macher beim gebührenfinanzierten Sender: Die Schlagzeile ist falsch.

Zwar fliegen an der Übung auch Nato-Staaten mit, sie wird aber von den nordeuropäischen Staaten Norwegen, Schweden und Finnland ausgerichtet, geplant und durchgeführt. Gleich wie vor zwei Jahren, bei der ersten «Arctic Challenge Exercise», als die Leitung bei Schweden lag.

Doch kein Nato-Manöver

Srf.ch sah sich denn auch gezwungen, die Falschmeldung umgehend richtigzustellen. «Eine frühere Version dieses Artikels bezeichnete die Manöver als «Nato-Manöver». Das ist falsch. Korrekt ist, dass es sich um eine multinationale Luftverteidigungsübung handelt, an der sechzig Schweizer Armeeinghörige teilnehmen. Weitere Teilnehmer sind die Luftwaffen von Schweden, Norwegen, Finnland,

England, Frankreich, Deutschland, den Niederlanden sowie den USA.»

Die Schweiz hat zur Übung acht F/A-18 und fünfzehn Piloten detachiert. Die rechtliche Grundlage für die Teilnahme bildet ein Memorandum of Understanding zwischen der Schweiz und Schweden aus dem Jahr 2002. Geübt wird das Zusammenspiel bei der Luftverteidigung. Auf Schweizer Seite ohne Bewaffnung übrigens.

Unterdessen hatte die falsche Schlagzeile von Srf.ch allerdings bereits ihre Wirkung entfaltet. Dutzende Kommentare zum Artikel zogen im Netz über das vermeintliche «Nato-Manöver» her. «Verbrecherische Spiele, ausgerechnet an Grenze zum Giganten», «Wieder ein schlagender Beweis der (eigen)gelobten «echten» Neutralität der Schweiz» – so lauteten zwei der zivilisierteren Kommentare.

Deutlich gelassener reagierte das Gros der Sicherheitspolitiker. «Solche Manöver sind normal, die Luftwaffe nimmt immer wieder an Übungen im Ausland teil» (Corina Eichen-

berger, FDP/AG). «Es ist richtig, dass unsere Piloten in einem grösseren Verband und Raum trainieren können. Kein Kind kann in einer Badewanne schwimmen lernen!» (Jakob Büchler, CVP/SG). Die Unterstützung reicht bis ins linke Lager. Die Schweizer Armee sei in der Luft «auf die Zusammenarbeit mit anderen Ländern angewiesen» (Evi Allemann, SP/BE).

Unterstützung von links und rechts

Widerstand manifestiert sich lediglich an den Flügelspitzen des Politspektrums. Beim Juso-Chef Fabian Molina etwa, der sich über die luftwaffenfreundlichen Kommentare von Genossin Allemann echauffiert: «Diese Aussagen widersprechen dem SP-Parteiprogramm.» Auch vis-à-vis, auf der anderen Seite der politischen Arena, regt sich Opposition. Von der Teilnahme «an einem fremden Kriegsszenario» spricht Hans Fehr (SVP/ZH). «Wir werden als Anhängsel der Nato wahrgenommen und setzen uns einem grossen Eskalationsrisiko aus», schreibt er in der *Aargauer Zeitung*. «Mit der Ausweitung der Übungsradien ist es zudem eine Frage der Zeit, bis es zu einem ernsthaften Zusammenstoss kommt.»

Fast mit den gleichen Worten hatte kurz zuvor der eingangs zitierte Sicherheitsfachmann Andreas Zumach im *Tages-Anzeiger* die angebliche Gefahr heraufbeschworen. Sowohl Russland als auch europäische Länder und die Nato hätten ihren Übungsradius ausgeweitet. Da sei es nur eine Frage der Wahrscheinlichkeit, wann es zu einem ersten Unfall komme. «Die Schweiz wäre gut beraten, auf solche Übungen zu verzichten», empfiehlt der Deutsche den Eidgenossen, der alternierend als «Experte» für Uno, USA, Nahost, Völkerrecht, Pazifismus auftritt und als Mitglied der Sicherheitspolitischen Kommission beim Parteivorstand der SPD einsitzt.

Übungsradius ausgeweitet? Kollisionsgefahr? Major Stian Roen, Kommunikationschef der Royal Norwegian Air Force, stellt klar: «Diese Übung hat nichts mit aktuellen Friktionen zu tun.» Sie sei lange vor der Ukraine-Krise geplant worden, und man habe die Übung «auch nicht der aktuellen politischen Situation angepasst». Eine «Ausweitung des Übungsradius», wie Zumach und Fehr monieren, gebe es nicht. Dass die Russen zeitgleich auf ihrem Territorium ein kurzfristig angekündigtes Manöver durchführten, nehme man zur Kenntnis, das ändere aber nichts an der eigenen Übungssituation. «Die ACE findet ausschliesslich im Luftraum über Norwegen, Schweden und Finnland statt», präzisiert Roen gegenüber der *Weltwoche*.

Von einem Konfliktrisiko für und durch die Schweizer Piloten könne nicht die Rede sein, sagt auch Fehrs Parteikollege Thomas Hurter (SVP/SH). Der ehemalige Militärpilot verweist darauf, dass die Schweizer Luftwaffe auf dem Flughafen Luleå-Kallax in Schweden stationiert ist, das bekanntlich keine gemeinsame Grenze mit Russland hat. Und von leitender

Stelle der Übung wird bestätigt, Schweizer Piloten würden jederzeit weit über hundert Kilometer Distanz zur Grenze Russlands einhalten. Die Gefahr einer Provokation oder gar einer Grenzverletzung sei ausgeschlossen.

Nicht alle Flugexperten mit Kampfpilotenschein sind über die Schweizer Teilnahme an der ACE erbaut. Internationale Kooperation müsse geübt sein, sagt Res Schmid, ehemaliger Cheftestpilot der Armasuisse. Die Teilnahme an der ACE sehe er aber als «politisch eher unglücklich», so Schmid zur *Weltwoche*. «Als Luftwaffenchef oder VBS-Chef

Russland empfindet die Beteiligung als «nicht förderlich für die Beziehungen zur Schweiz».

hätte ich mir eine Teilnahme sehr wohl überlegt.» Seine Aussage ist bemerkenswert. Verteidigungsminister Ueli Maurer hat den SVP-Regierungsrat aus Nidwalden 2010 als Experten und Berater in den Stab Chef VBS geholt. «Es wäre angebracht, zurückhaltender zu sein», fügt Schmid an. Die Übung sei zwar nicht gegen Russland gerichtet. «Aber die Russen könnten die Schweizer Teilnahme als Affront ansehen.»

Kryptische Mitteilungen der Pressestelle

Das tun die Russen. Die Teilnahme der Schweiz als neutraler Staat an der ACE sei «nicht unproblematisch», sagt Michail Makarow, Gesandter Moskaus in der russischen Botschaft in Bern. Dieses Jahr sei die Nato-Komponente (mit sechs Pakt-Staaten) sehr ausgeprägt. Zwar sei die Übung vor langer Zeit anberaumt worden, aber «man kann auch kurzfristig absagen». Schliesslich habe die Schweiz die russische Delegation bei der Air-Show in Payerne letztes Jahr wegen der Ukraine-Krise auch kurzfristig ausgeladen.

Auf die Frage, ob eine Absage angesichts der jüngsten globalen Spannungen je erwogen worden sei, erteilte das EDA keine Antwort, hielt aber fest, auf die Neutralität der Schweiz habe die Teilnahme keinen Einfluss: «Die Schweiz ist und bleibt ein neutrales Land, und das wird auch von allen Seiten, auch von der russischen, so anerkannt.» Was Makarow auch bestätigt. Ein Misston allerdings ist auf russischer Seite nicht zu überhören. Die Beteiligung an der ACE sei «nicht förderlich für die Beziehungen zur Schweiz», konstatiert der Russe. «Eine freundliche Geste ist das nicht.»

Die Aufregung der Russen wirkt künstlich, zumal sich die Schweiz seit fast 20 Jahren an der «Partnerschaft für den Frieden» beteiligt, einer Verbindung zur militärischen Zusammenarbeit zwischen Nato- und 22 Nicht-Nato-Staaten, und in diesem Rahmen regelmässig im Verbund mit Nato-Mitgliedern übt. Diese Kooperation entspricht gemäss dem VBS den strategischen Zie-

len der Schweiz und trägt zur deren Sicherheit bei. An den jüngsten Irritationen ist das VBS nicht unschuldig. Die umständlich formulierte Medienmitteilung zu der Übung mit verharmlosendem Titel: «Schweizer Luftwaffe trainiert in Schweden» wirft Fragen auf, anstatt zur Aufklärung beizutragen. Bei den Zielen der Luftverteidigungsübung nennt die Medienstelle der Luftwaffe vorab: «die Vertiefung der multinationalen Zusammenarbeit in aktuellen Krisenszenarien», ohne zu präzisieren, was damit gemeint ist. Auf Nachfrage heisst es ebenso kryptisch: «Dem Übungskonzept für die ACE 2015 liegt ein fiktives Nachrichtenszenario zu Grunde, das sich täglich dynamisch als Folge politischer, militärpolitischer und militärischer Ereignisse und Aktionen im Rahmen des geplanten Übungsverlaufes weiterentwickelt und verändert.» Also doch eine Reaktion auf die angespannte geopolitische Lage hinsichtlich Russland? Die Luftwaffen-Kommunikation dementiert. «Die Übungsanlage nimmt weder Bezug auf ein aktuell laufendes realpolitisches noch auf ein reales militärisches Ereignis in Europa.»

Die Besten der Welt

Mit sperrigen Formulierungen und Fachlatein wie «Interoperabilität» oder «Benchmarking» gewinnt man keinen Krieg. Und die Unterstützung im Volk auch nicht. Wo Klarheit und Transparenz gefragt sind, wird im VBS unnötig Verwirrung gestiftet. Dabei ist der Nutzen einer Schweizer Übungsteilnahme am Polarkreis unschwer einzusehen:

Die Teilnahme an Übungen wie der Arctic Challenge Exercise bietet unserer Luftwaffe die Möglichkeit, den Einsatz in den Schlüsselbereichen Verteidigung, Schutz und Sicherungsaufgaben zu trainieren und zu verbessern. Die Handhabung eines Sturmgewehrs kann auf kleinstem Raum geübt werden. Dagegen stösst die Luftwaffe in der Schweiz rasch an Grenzen. Im Flachland kann aus Rücksicht auf die Bevölkerung nur eingeschränkt geflogen werden. Hier bieten die Weiten Schwedens willkommenen Übungsauslauf. Bei einem eingeschränkten Luftraum wie beim WEF in Davos ist eine Zusammenarbeit von Luftwaffen verschiedener Länder unumgänglich. Diese Koordination will geschult sein. Eine Möglichkeit dazu bietet die ACE. Auch vom Ablauf bei weiträumigen Krisenszenarien kann die Schweizer Luftwaffe wertvolle Erfahrungen sammeln. Ausserdem können sich unsere Piloten mit den besten der Welt messen und von ihnen lernen. Sie erhalten ein direktes Feedback darauf, wo sie stehen. All dies ermöglichen Übungen wie ACE, ohne dass die Schweiz einem internationalen Bündnis beitreten muss und ohne ein Eskalationsrisiko einzugehen.

Kurz: Die Arctic Challenge Exercise ist eine hervorragende Übungsanlage für den Kernauftrag der Schweizer Luftwaffe: für den Lufpolizeidienst und die Luftraumverteidigung der neutralen Schweiz. ○

Leuthards Strombörse

Der Ständerat fordert Bundesmillionen für die Wasserkraft. Ob die Situation wirklich so dramatisch ist, wie die Stromlobby behauptet, ist umstritten. Das Departement von Energieministerin Doris Leuthard bezeichnet die Finanzierung in einem unveröffentlichten Bericht als unzulässig. *Von Hubert Mooser*



Fantastische Forderungen: Bundesrätin Leuthard im Pumpspeicherkraftwerk Nant de Drance im Wallis, 2014.

Die Bauern jammern über tiefe Milchpreise, die Banken über das schwierige Kreditgeschäft – und seit einigen Monaten stimmen auch die Schweizer Stromunternehmen in dieses Konzert ein. Einige Grosswasserkraftwerke leiden unter den tiefen Strompreisen auf dem europäischen Markt, und die Betreiber und Eigentümer trompeten das auf allen Kanälen. Das Lamento zahlt sich bisher aus: Aus Angst, die Elektrizitätswerke würden aufgrund sinkender Renditen nicht mehr in den Aus- und Zubau von Wasserkraftwerken investieren, beschloss der Nationalrat 2014 die Förderung von Ausbauprojekten mit 38 bis 40 Millionen Franken pro Jahr. Das gab schon viel zu reden.

Jetzt organisieren sich die Strombarone über die Energiekommission des Ständerats (Urek-S) einen weiteren finanziellen Zustupf: Auch bereits bestehende Wasserkraftwerke sollen Bundesgeld erhalten, wenn sie in finanziellen Nöten stecken, beschloss die ständerätliche Urek am 27. Mai. Kommissionspräsident Ivo Bischofberger (CVP, AI) verteidigt den Ent-

scheid seiner Kommission mit den Worten: Unterstützung soll es aber nur nach eingehender Prüfung in Einzelfällen geben. Es würden keine Subventionen nach dem Giesskannenprinzip verteilt. Ausserdem müssten alle Betroffenen, also Eigentümer, Betreiber, Standortkantone und private Investoren, einen substantiellen Beitrag leisten. Auch die Linke ist damit einverstanden: «Wir wollen verhindern, dass Wasserkraftwerke den Betrieb einstellen», begründet Ständerat Didier Berberat (SP, NE). Damit hat die Strombranche ihr Minimalziel erreicht. Und weil die Kommission dem Giesskannenprinzip eine Absage erteilte, haben von Energieministerin Doris Leuthard bis zur linken Schweizerischen Energie-Stiftung alle das Gefühl, man habe neue Subventionstöpfe gerade noch vermeiden können.

Bedenken beiseitegeschoben

Dabei ist die Strategie der Strombranche so simpel wie durchsichtig: übertrieben hohe Verluste ankündigen, fantastische Forderungen

stellen, das zahlt sich am Ende in der einen oder anderen Form immer aus. Ganz besonders dann, wenn in der beratenden Ständeratskommission sechs von dreizehn Mitgliedern direkt mit der Strombranche verhandelt sind.

Das zeigen auch Vorschläge von Ratsmitgliedern zur Unterstützung der Wasserkraft. Der Bündner Ständerat Martin Schmid (FDP), Verwaltungsrat der Repower AG in Brusio und Verwaltungsratspräsident der Engadiner Kraftwerke AG in Zernez, beantragte zum Beispiel eine neue Teilzweckbindung des Netzzuschlags auf Strom aus Wasserkraft (mit dem Zuschlag wird Energie aus Sonne, Wind und Biomasse gefördert). Der Oberwalliser Ständerat René Imoberdorf (CSP), mit den Stromunternehmen En Alpin AG in Visp und der Energiedienst Holding AG (EDH) in Laufenburg verhandelt, wollte sich einen Teil der CO₂-Abgabe als Hilfe für notleidende Wasserkraftwerke abholen.

Bei diesen wie auch zahlreichen anderen Vorschlägen hatte Leuthards Bundesamt für

Energie (BfE) grösste Bedenken, wie man aus einem bisher unveröffentlichten Bericht («Bestehende Wasserkraft: Unterstützungsvarianten und ihre Wirkung») des Leuthard-Departements herauslesen kann. Dieses Papier diente der Urek-S bei der Sitzung am 27. Mai als Entscheidungsgrundlage. Die darin geäusserten Vorbehalte gegen jegliche Form der Unterstützung schoben die Ständeräte jedoch grosszügig beiseite. Anders ist es nicht zu erklären, dass die Kommission notleidende Wasserkraftwerke mit Geldern aus dem Netzzuschlag oder mit einem Bundesdarlehen vorübergehend unterstützen will.

In beiden Fällen warnen Leuthards Stromexperten vor den Folgen. Die Finanzierung

Reichen die 120 Millionen Franken nicht aus, hat das Bundesamt einen Plan B.

von Investitionsbeiträgen über den Netzzuschlag, wie sie der Nationalrat beschlossen habe, sei gerade noch an der Grenze der Zulässigkeit, heisst es im Bericht. Beiträge an bestehende, unrentable Anlagen liessen sich dagegen nicht rechtfertigen. Für das BfE ist es unzulässig, über den Netzzuschlag die Unterstützung bestehender Grosswasserkraftwerke zu finanzieren. Dieser Satz ist im Bericht sogar speziell in Fettschrift hervorgehoben. Auch bei Bundesdarlehen für Wasserkraftwerke sind Leuthards Stromfachleute und Juristen skeptisch. Das würde im Jahr der Bereitstellung der Gelder zu einer Verdrängung anderer Aufgaben führen. Das BfE hat aber auch verfassungsrechtliche Bedenken, ausserdem brauche es eine Gesetzesänderung.

Konsumenten zur Kasse gebeten

Wie eine Finanzierung über den Netzzuschlag laufen könnte, hat das Departement Leuthard trotzdem schon in seinem Bericht vorweggenommen – wie dies die Enkomi-Kommission des Ständerats im April verlangt hatte. Der Vorschlag geht folgendermassen: Laut der bundesrätlichen Botschaft zur Energiestrategie 2050 soll der Netzzuschlag stufenweise von 1,5 Rappen auf 2,3 Rappen pro Kilowattstunde erhöht werden. Erst ab 2023 würde man den Maximalwert erreichen. Erhöht man den Zuschlag auf den 1. Januar 2018 sofort auf 2,3 Rappen, stünden laut BfE 120 Millionen Franken jährlich für die Unterstützung der Wasserkraft zur Verfügung. Das würde aber auch bedeuten, dass die Stromkonsumenten schneller als erwartet mehr für Strom bezahlen müssten.

Reichen die 120 Millionen nicht aus, hat das BfE einen Plan B. Demnach würde man den Ausbau von Sonnen- und Windenergie und so weiter. von 2018 bis 2022 zurückfahren. Das BfE rechnet bei dieser Variante mit 300 Millio-

nen, die man zur Unterstützung der Wasserkraft einsetzen könnte. Die Standortgemeinden, Eigentümer, Betreiber und privaten Investoren müssten in jedem Fall zusammen den gleichen Betrag wie der Bund einschliessen. Bei der Finanzierung über Bundesdarlehen muss das Departement Leuthard einen gangbaren Weg erst noch aufzeigen.

Dass die europaweit tiefen Strompreise auf die Rentabilität der Schweizer Wasserkraftwerke drücken, bestreitet heute eigentlich niemand. Die Experten von Energieministerin Leuthard betonen in ihrem Bericht, seit Sommer 2014 hätten sich die Rahmenbedingungen für die Schweizer Wasserkraft sogar weiter verschlechtert. Die für die Schweiz relevanten Marktpreise für Strom seien noch einmal um rund 20 Prozent gefallen. Auch die Aufhebung des Euro-Mindestkurses durch die Nationalbank setze den Stromunternehmen zu – da die Erlöse an den Strombörsen in Euro, die Kosten jedoch in Franken anfallen würden. Zudem wurden auf den 1. Januar 2015 die Wasserzinsen, das Entgelt an die Standortgemeinden für die Nutzung der Gewässer, auf 110 Franken pro Kilowattstunde erhöht.

Doch wie schwierig die Situation für die einzelnen Kraftwerke tatsächlich ist, darüber gehen die Meinungen erheblich auseinander. Die Eidgenössische Elektrizitätskommission (Elcom) schätzt, dass rund 50 Prozent der gesamten Schweizer Wasserkraftproduktion in der Grundversorgung anfallen, also zu Gestehungskosten an die Endkunden verkauft werden könnten. Hier würden demnach keine Verluste anfallen. Die Branche geht dagegen nur von 30 Prozent der Wasserkraftproduktion aus, die in der Grundversorgung abgesetzt werden könnten.

Auch über die Höhe der notwendigen Unterstützung sind die Differenzen gross. Das BfE hat im Bericht an den Ständerat einen jährlichen Unterstützungsbedarf zwischen 90 und 180 Millionen errechnet.

Die Stromunternehmen gehen von ganz anderen Zahlen aus. Als der Axpo-CEO Andrew Walo Ende März von der Urek-S angehört wurde, sagte er: «Hochgerechnet auf die gesamte schweizerische Grosswasserkraftproduktion, würden Marktwerte in der Grössenordnung von einer Milliarde Franken pro Jahr verlorengehen.» Stromunternehmen wie Alpiq sprechen in einem Positionspapier («Wirbelsäule Wasserkraft – Schweizer Wasserkraft vor existenziellen Schwierigkeiten») von einer notwendigen Unterstützung in Höhe von 450 Millionen Franken pro Jahr.

Trotzdem geht es offenbar einzelnen Stromkonzernen immer noch gut genug, dass sie wie die Alpiq Dividenden an die Investoren verteilen können. Die Axpo hingegen zeigte sich wenigstens konsequent: Sie verzichtete in diesem Jahr auf die Ausschüttung einer Dividende an die Aktionäre. ○

Clever sparen!

Jetzt nur 450.– / Monat

Wir könnten unsere Preise auch auf 650.– / Monat erhöhen. Wollen wir aber nicht!

220'000
Impressions pro Monat



Das marktführende Stellenportal für IT-Spezialisten

200'000
Impressions pro Monat



Das Stellenportal für Medical-Stellen

180'000
Impressions pro Monat



Das Schweizer Stellenportal für Handwerker

300'000
Impressions pro Monat



Das Schweizer All-Branchen Portal

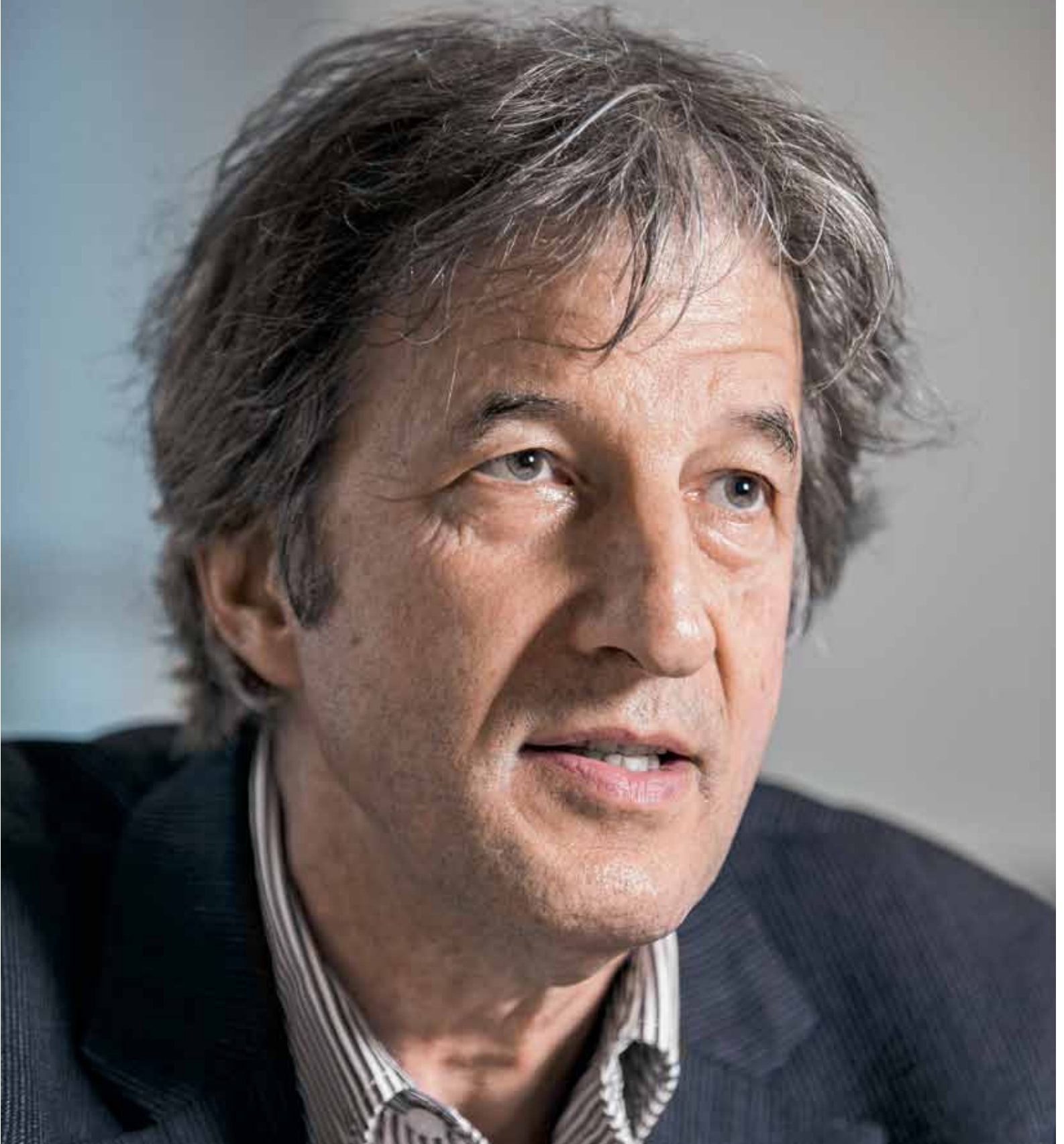


Testen Sie uns:
info@stellen-anzeiger.ch

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80

Jakobs Weg

Ein Dienstverweigerer prägte das Bild, das sich die Schweizer von ihrem Land im Zweiten Weltkrieg machen. Jetzt wird Jakob Tanner als Professor in Zürich emeritiert. Es ist eine Zäsur für die Schweizer Geschichtsschreibung wie sein Antritt vor achtzehn Jahren. *Von Markus Schär*



«Mythos der Volkssouveränität»: Historiker Tanner.

Vierzig Minuten vor Beginn, der Genosse Alt-Bundesrat sitzt schon auf seinem Platz, in der ersten Reihe ganz links. Zu Moritz Leuenberger stösst Ex-SPS-Präsident Hans-Jürg Fehr, dann kommen alt Regierungsrat Markus Notter und Gewerkschaftsbundpräsident Paul Rechsteiner. Und als die Anweiserin das gemeine Volk in zwei andere Hörsäle schickt, wo es sein Idol dank Videoübertragung viel besser sehe, findet auch noch Nationalrätin Jacqueline Fehr einen Platz, neugewählte Zürcher Regierungsrätin, aber nicht Herrin über die Universität, wie sie forderte. Die neue Bildungsdirektorin Silvia Steiner (CVP) fehlt, auch jeder andere Politiker oder Professor, der für sich das Attribut «bürgerlich» gelten liesse.

Wozu drängen die Massen in die ehrwürdige Aula der Uni Zürich, wo vor bald siebzig Jahren Churchill dazu aufrief, dass sich Europa vereine? Zu einem SP-Parteitag? Oder zumindest zu einem Cüpli-Apéro der Genossen? Dieser folgt später, zuerst hält derjenige Historiker seine Abschiedsvorlesung, der im letzten Vierteljahrhundert das Geschichtsbild der Schweiz bestimmte, indem er es bestritt. Professor Jakob Tanner, 64, spricht zur Frage: «Von der Volkssouveränität zur Postdemokratie? Zur transnationalen Geschichte von Nationalstaaten». Die Schweiz, das einzige Land, in dem das Volk zu dieser Frage etwas zu sagen hat, kommt im Titel nicht vor.

Der stille Star schleicht in die überfüllte Aula, in seiner üblichen Kluft: Umhängetasche, schwarzer Kittel, schwarzes, offenes Hemd. Jakob Tanner gibt sich auch zur Feier seines Abschieds wie immer. Im Auftritt bescheiden, im Umgang spröde, bei der Arbeit genau, fleissig, ausdauernd – ein Schweizer mit allen typischen Qualitäten. Die Beschimpfung als Unschweizer verstünde er allerdings als Kompliment.

Wie kam es dazu? Der katholische Lehrer-ohn aus Root LU folgte seinem Vater auf dem Berufsweg, er brach aber mit dem Staat, als er den Militärdienst verweigerte. Nach dem Gefängnis ging er an die Uni Zürich, zu Professor Rudolf Braun. Der gelernte Volkskundler hatte gezeigt, wie sich das Volksleben im Zürcher Oberland im 18. Jahrhundert aufgrund der Heimarbeit und im 19. Jahrhundert mit den Textilfabriken wandelte. Was Rudolf Braun am Beispiel des Pionierlandes Schweiz aufzeigte, versprach Erkenntnisse für die Entwicklung rund um den Globus, gerade für die Staaten, in denen die Industrialisierung erst nach dem Zweiten Weltkrieg anliefe. Die schön geschriebenen Studien lassen sich indes auch anders deuten: Rudolf Braun erforschte eine einzigartige Kultur in den Voralpen, die das Leben und damit die Politik der Schweiz bis heute prägt.

Der einzige Schweizer Historiker mit Welt-ruf – von der Freien Universität Berlin zurück-geholt, wo er auch Ulrike Meinhof begegnet war, weshalb er Besuche der RAF-Terroristin befürchtete – zog die kritischen Studenten in

Scharen an. Er mahnte jedoch die aktiven Poli-tiker, darunter spätere Regierungsräte von SP, aber auch SVP, die akademische Arbeit nicht in den Dienst des politischen Kampfs zu stellen; er äusserte sich selber höchstens beim Whisky zur Politik. Und er bot seinen Studenten auch kaum Unterstützung bei der Uni-Karriere. Ohne Vater aufgewachsen, hatte er im bedeu-tenden Volkskundler Richard Weiss einen Er-satz gefunden; doch bei seinen eigenen Schü-lern scheute er vor Protektion zurück. Dennoch zog er mindestens ein Dutzend mögliche Er-ben für seinen Lehrstuhl heran. (Der Autor dieser Zeilen, ebenfalls Braun-Doktorand und -Assistent, zählt sich nicht dazu.)

Jakob Tanner galt immer als einer der brillan-ten Braun-Schüler, doch er konnte in der Schweiz nicht auf eine Professur hoffen. In Zürich herrschte Erziehungsdirektor Alfred Gilgen; er sperrte sich bei einem Eintrag auf den damals noch geheimen Fichen, geschweige denn bei Dienstverweigerung gegen eine An-stellung auch nur als Tutor. Der Meisterschüler Tanner engagierte sich deshalb illusionslos für

Er spöttelt über die Mythen, die nur als «Hohlraum zur Erzeugung von Echoeffekten» dienen.

die «Volksinitiative gegen den Missbrauch des Bankgeheimnisses und der Bankenmacht» (1984 mit 73 Prozent Nein-Stimmen abge-schmettert) und vor allem für die Initiative «Für eine Schweiz ohne Armee» (1989 von im-merhin 36 Prozent unterstützt).

Und er attackierte in seiner von Soziologen-jargon durchseuchten, in der Selbsteinschät-zung «blutleeren» Dissertation von 1985, «Bundeshaushalt, Währung und Kriegswirt-schaft: eine finanzsoziologische Analyse der Schweiz zwischen 1938 und 1953», alles, was die Aktivdienstgeneration für heilig hielt. Da fand sich bereits die These, der Rückzug der Armee ins Réduit sei eine «Demutsgeste» gegenüber dem Dritten Reich gewesen, immerhin erst als «Interpretationsvariante» deklariert. Und da stand der Satz, als Kontrast zu «Réduit» und «Anbauschlacht», die für Generationen das Bild der wehrhaften Igel-Schweiz prägten, habe der Forscher «neben einem intensiven Waren-verkehr in beiden Richtungen eine internatio-nal geradezu einmalige Bewegungsfreiheit des Gold- und Devisenverkehrs festgestellt». Im Klartext: Der Dienstverweigerer sagte den Landesverteidigern, Regierung und Wirtschaft hätten hinter ihrem Rücken mit dem Feind zusammengearbeitet.

Weil er in Zürich unter dem Berufsverbot litt, zog Jakob Tanner nach Basel. Er schrieb seine Habilitationsschrift über die «Fabrik-mahlzeit», das Aufkommen der industriellen Volksernährung seit 1890, und er galt für den Bielefelder Professor Hans-Ulrich Wehler – in

Deutschland eine Autorität wie Rudolf Braun in der Schweiz – mit Arbeiten zum Drogenpro-blem, zum Finanzplatz oder zum Steuerwesen als einer der innovativsten Historiker seiner Generation. Deshalb berief ihn Bielefeld auf eine Professur.

In Zürich zog sich Rudolf Braun zur selben Zeit zurück. Doch hier lag Jakob Tanner, wie zu-vor schon in Bern, hinter einer Frau nur auf dem zweiten Platz. Ute Frevert, die in Konstanz lehrte und zur Gender-Geschichte forschte, drängte sich nicht nur als erste Professorin am Historischen Seminar auf; sie genoss als Wis-senschaftlerin einen mindestens ebenso guten Ruf wie ihr einheimischer Konkurrent. Die An-stellung scheiterte allerdings letztlich, wie Insi-der meinen, an den Problemen der Familien-frau. So rutschte Jakob Tanner nach, gegen Restwiderstand im Regierungsrat, wo inzwi-schen Ernst Buschor (CVP) die Erziehungs-direktion auf Trab hielt. Frevert ging dafür nach Bielefeld.

Jakob Tanner trat 1997 die Nachfolge seines Doktorvaters an, mit einer Vorlesung, in der er den Gotthard-Mythos zerlegte. «Ich betonte, dass das Gotthardmassiv im ausgehenden 19. Jahrhundert genau zu dem Zeitpunkt my-thisch überhöht wurde, als es mit dem Tunnel-bau in die europäische Verkehrsinfrastruktur integriert wurde», sagte er dazu in der *Woz*. Das hiess: Der Mann, der ein Jahrzehnt zuvor nicht einmal als Tutor dienen durfte, konnte als Professor auf dem wichtigsten Lehrstuhl des Landes die Schweizer Geschichtsschreibung prägen. Und dies genau zur richtigen Zeit.

Punkt Viertel nach sechs, der Gefeierte stimmt mit launigen Bemerkungen auf seine Vorlesung ein. Er nennt die Historiker «Exper-ten für Veränderung», er spricht sich für die «offene Neugier» aus, und er spöttelt über die Mythen, die nur noch als «Hohlraum zur Er-zeugung von Echoeffekten» dienen: «Wie man in die Vergangenheit zurückruft, so tönt es heraus.» Wenn er dasselbe macht, dann nennt er das «die interpretative Analytik in pointierte Positionen verdichten». Die Arbeit der Histori-ker bleibe nur relevant, wenn sie sich nicht vor öffentlichem Streit und politischen Konflikten scheuten, sagt Jakob Tanner. «Das Prinzip ist mir wichtig: Interpretation als Intervention.»

«Wurden Sie vom Dissidenten zum Staatshis-toriker?», fragten die Genossen von der *Woz* den Experten für Veränderung im Abschieds-interview nach seinem eigenen Wandel. Denn 1997 wurde Jakob Tanner nicht nur auf den Lehrstuhl an der Uni Zürich, sondern auch in eine Expertenkommission der Eidgenossen-schaft berufen. Sie sollte laut Bundesbeschluss «Umfang und Schicksal von Vermögenswerten aller Art» untersuchen, die im Zweiten Welt-krieg in die Schweiz gelangt waren. Aber sie konnte ihr Forschungsfeld so ausweiten, dass sich Tanner rühmt, sie habe die Schweizer



«Ein grosser Teil der Vorwürfe war völlig übertrieben»: Bergier-Kommission mit Tanner (4. v. r.), 2001.

Geschichte neu geschrieben. So habe sie mit «einer vertieften Analyse der schweizerischen Aussenwirtschaftsbeziehungen» – also mit einer Neuauflage seiner Dissertation – nachgewiesen, dass die Schweizerische Nationalbank die Goldtransaktionen mit der Deutschen Reichsbank bis in die letzten Kriegsmonate fortsetzte.

Sogar diesen Umsturz ihres Geschichtsbildes hätten sich die Eidgenossen von aussen aufzwingen lassen müssen, spottet der Kritiker in seiner Abschiedsvorlesung. Weil die Grossbanken UBS und CS ihr USA-Geschäft ausbauten, konnten die Amerikaner ab 1996 die Schweizer dazu nötigen, dem Verbleib von angeblich nachrichtenlosen Vermögen nachzuforschen (einmal mehr, nach mehreren Aktionen in früheren Jahrzehnten) und die Hälfte ihres Nationalbank-Goldes über Nacht als «überschüssig» zu betrachten sowie mit dem Verkaufserlös eine Solidaritätsstiftung zu begründen. (Die profane Erklärung zu diesem dubiosen Vorgang lautet: Die Amerikaner hatten, um den Dollarkurs zu manipulieren, das in den USA gelagerte Schweizer Gold verkauft, und sie mussten sich dafür eindecken.)

Die internationale Historikerkommission führen sollte der Freiburger Professor Urs Allematt. Dagegen wehrte sich aber Bundesrätin Ruth Dreifuss, weil der Hofhistoriker der Katholisch-Konservativen deren Antisemitismus angeblich verschwiegen. Über Nacht setzte der Bundesrat den freundlichen ETH-Professor Jean-François Bergier als Präsidenten ein, der als Wirtschaftshistoriker, aber auch mit einem Buch über Wilhelm Tell internationales Ansehen genoss. Das Sagen bekam so in der Kommission Tanner zusammen mit Georg Kreis, europhiles und Blocher-kritisches FDP-Mitglied, der am Basler Europainstitut einen traditionellen Ansatz pflegte, über den die Braunschüler seit einem Vierteljahrhundert höhnten.

Als Sprachrohr der Kommission lieferte sich Tanner öffentliche Schlachten mit Leuten, die dabei gewesen waren – wie dem ehemaligen Generalstabschef Hans Senn oder dem wegen seiner Studien zu Nazideutschland anerkannten Berner Geschichtspräsidenten und BGB-Nationalrat Walther Hofer – über die Thesen seiner Dissertation: Die Schweizer hatten sich als «Demutsgeste» gegenüber den Nazis ins Réduit zurückgezogen, und sie hatten aufgrund ihrer wirtschaftlichen Verflechtungen mit dem Dritten Reich den Krieg verlängert. Dagegen rechnete Walther Hofer vor, die Rüstungslieferungen der Schweizer hätten ein halbes Promille der deutschen Kriegskosten ausgemacht, und schloss daraus, es sei geradezu eine Zumutung

Die direkte Demokratie lässt Jakob Tanner auch in seiner Abschiedsvorlesung nicht gelten.

gegenüber dem gesunden Menschenverstand, «dass der Kleinstaat Schweiz zu einer imaginären Grösse emporstilisiert wird, der es gelungen sein soll, über die Dauer des Zweiten Weltkriegs zu befinden».

«Ein grosser Teil der Vorwürfe war völlig übertrieben», fand im Rückblick denn auch Jean-François Bergier. Der Präsident spöttelte, bevor er 2009 starb, in einem Gespräch über einige Kommissionsmitarbeiter «mit Arroganz und Mangel an kritischem Verstand» und über die «theoretischen Höhenflüge» von Jakob Tanner und Georg Kreis, dem er ein «autoritäres Temperament» bescheinigte. Von den 12 000 Seiten des Bergier-Berichts bleibt so wenig. Aber immerhin gilt, was SP-Nationalrat Paul Rechsteiner 1996 gesagt hatte: Die Aufarbeitung dieses «dunklen Kapitels» der Schweizer Geschichte sei «eine Zäsur, deren

Bedeutung nicht hoch genug bewertet werden kann» – gestützt darauf müsse die Debatte über den Finanzplatz Schweiz beginnen.

Viertel vor sieben, zwei Drittel der Vorlesung sind vorbei – erst jetzt kommt Jakob Tanner auf die Schweiz zu sprechen. Das passt, denn der Professor für Allgemeine und Schweizer Geschichte spielte die Bedeutung seines Heimatlandes stets herunter. Zwar zeigt die «Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert», an der Jakob Tanner mitarbeitete, dass die Schweiz schon um 1900 als reiches Industrieland blühte, lange vor dem Aufstieg der Banken, aber diese Stellung genoss das Exportland gemäss dem Kritiker nur dank den «transnationalen Kraftfeldern». Zwar räumte Jakob Tanner 2010 in einer öffentlichen Vorlesung über den «totaldemokratischen Minimalstaat» ein: «Die direkte Demokratie gehört zum Kernbestand der politischen Kultur der modernen Schweiz und vermag auch heute beträchtliche politische Energien zu mobilisieren. Ein solches System produziert eine hohe Aversion gegen einen aufgeblähten Staatsapparat und ein pompöses politisches Zeremoniell.» Aber er würdigte in der ganzen Vorlesung über den Steuerstaat nirgends, dass die Schweizer als einziges Volk ihre eigenen Steuern bestimmen.

Die direkte Demokratie lässt Jakob Tanner auch in seiner Abschiedsvorlesung nicht gelten, wegen des Ausschlusses der Frauen bis 1971 oder wegen des Vollmachtenregimes während der Weltkriege. Aber der Apéro drängt, für Begründungen bleibt keine Zeit. Die Stichworte reichen auch völlig, man versteht sich im Schmunzeln. Die Schweiz leiste sich immer noch ihren «Mythos der Volkssouveränität», spottet der Professor zum Schluss. Dabei gelte es, «das Postdemokratieproblem aus seiner Verklammerung in der nationalstaatlichen Geschichte der Demokratie herauszulösen und auf eine europäische Ebene zu transponieren», in eine neue Konzeption eines «Mehrebenensystems, in dem sich verschiedene demokratische Praktiken verschränken und das zugleich mit globalen Institutionen interagiert». Alles klar im Saal.

Das Modell für ein solches «Mehrebenensystem» gibt es, und es funktioniert seit eineinhalb Jahrhunderten immer noch ganz leidlich, aber das sagt Jakob Tanner nicht. Er müsste ja die Schweiz loben und die Schweizer sehen, die in ihrer grossen Mehrheit der EU die demokratischen Praktiken nicht zutrauen und deshalb das Aufgehen des direktdemokratischen Sonderfalls in der transnationalen Postdemokratie ablehnen.

Dann ist der Professor ein «Postprofessor», dafür ein Forscher mit «europäischer Perspektive», die er nach der Emeritierung noch beflissener pflegen will. In der Aula donnert der Applaus fünf Minuten lang, die Mehrheit des Publikums steht. Danach geht es zum Cüpli. O

WELCOME TO MY WORLD



In der Hauptrolle: John Travolta, Filmlegende, Pilot und Aeronautik-Freak. Im Rampenlicht: die mythische North American X-15, ehemalige Geschwindigkeits- und Flughöhenrekordhalterin sowie Wegbereiterin für Weltraumflüge. Produktionsleiter: Breitling, der privilegierte Partner der Aeronautik dank seiner zuverlässigen, präzisen und bahnbrechenden Instrumente – wie der Chronomat, des Pilotenchronografen par excellence. Willkommen in der Welt der Legende, der Spitzenleistung und der Performance.



CHRONOMAT 44 AIRBORNE


RÖSSELET
1911

Uhren & Schmuck, 6300 Zug



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Die Rakitics aus Möhlin

Ein Leben lang hat Luka Rakitic auf Baustellen gearbeitet. Jetzt spielt sein Sohn Ivan beim FC Barcelona, der besten Fussballmannschaft der Welt. Zu Besuch bei einer Familie, die trotz Ruhm und Geld ihre Herzlichkeit und Bescheidenheit bewahrt hat. *Von Rico Bandle und Chris Daepfen (Bilder)*

Es sah so locker aus. Mit seinem Aussenrist stiess Ivan Rakitic den Ball blitzschnell in die Tiefe, dort lauerte Superstar Lionel Messi, der Bayerns Verteidiger Jérôme Boateng wie einen Schulbuben aussehen liess und locker zum 2:0 einschoss. Die 95 000 Zuschauer im Camp Nou-Stadion jubelten, die Vorentscheidung in diesem Halbfinal-Hinspiel der Champions League war gefallen, niemand zweifelte mehr, dass der FC Barcelona den Einzug ins Finale schaffen wird.

Der brillante Pass, der Messis Tor ermöglichte, war ein Anschauungsbeispiel für Rakitics vielgepriesene Spielcharakteristik: unauffällig, elegant und höchst präzise. Man ist geneigt, zu sagen, das seien alles Schweizer Eigenschaften, wäre der in Möhlin aufgewachsene Top-Fussballer 2007 nicht in Ungnade gefallen, als er sich entschied, nicht für die schweizerische, sondern für die kroatische Nationalmannschaft zu spielen. Dass ein Fussballer, der hier geboren und ausgebildet wor-

«Wir haben zwar jetzt einen Swimmingpool, aber ich gehe eigentlich lieber in die Badi.»

den war und es bis zum Captain der Schweizer Junioren-Nationalmannschaft gebracht hatte, sich gegen die Schweiz entschied, haben ihm hierzulande viele übelgenommen. Die Familie wurde bedroht, dem Vater die Einbürgerung verwehrt; bis heute ruft jeder Artikel über Rakitic in Online-Medien Dutzende von gehässigen Kommentarschreibern auf den Plan, die den Fussballer als Verräter beschimpfen.

Doch das Bild des Opportunisten, der jahrelang von der Schweiz profitiert hat, um sich dann abzuwenden, wenn er etwas zurückgeben könnte, passt nicht zu Rakitic und seiner Familie. Im Gegenteil. Bei zwei Besuchen in Möhlin zeigt sich: Die Rakitics sind äusserst warmherzige Leute, die sich mit viel Fleiss, Engagement und Geschick nach oben gearbeitet haben. Dabei denke man nicht nur an die fantastische Karriere Ivans, sondern auch an die anderen Familienmitglieder: an Vater Luka, der sich als Gipser selbständig gemacht hat und heute zehn Mitarbeiter beschäftigt; an Mutter Kata, die unter massiven Entbehrungen alles für die Zukunft ihrer Kinder getan hat; an die charmante Tochter Nikol, die gerade auf die Lehrabschlussprüfung bei einer Bank lernt und später Primarlehrerin werden

möchte; an Bruder Dejan, einen gelernten Hochbauzeichner, der für Ivan arbeitet und im vom Vater gegründeten Fussballklub NK Pajde Möhlin als Spielertrainer agiert.

Es ist eine Familie, die durch dick und dünn zusammenhält, bei der Ehrgeiz und Disziplin ganz natürlich mit Herzlichkeit einhergehen. Eine Familie, stark im katholischen Glauben verankert, welche trotz den acht Millionen



Barcelona-Stars: Messi, Rakitic.

Euro, die Sohn Ivan mittlerweile pro Jahr verdient, bodenständig und dankbar geblieben ist – auch wenn das neue Haus mit Swimmingpool vielleicht etwas anderes suggeriert.

Palmen im Garten

Die vor drei Jahren fertiggestellte Villa der Rakitics, in der auch das Gipsergeschäft untergebracht ist, liegt nur 200 Meter entfernt vom Wohnblock, in dem die Familie zuvor über zwanzig Jahre lang gelebt hat und wo die Brüder Ivan und Dejan ein Zimmer geteilt haben. Die Zufahrt zur Villa inmitten eines bürgerlichen Einfamilienhausquartiers steht weit offen, im Garten sind einige Palmen eingepflanzt, alles ist blitzblank herausgeputzt.

Vier Klingelknöpfe sind am Eingang angebracht, einer ist mit «Ivan» angeschrieben, der vor acht Jahren Möhlin verlassen hat und via Gelsenkirchen (Schalke 04) und Sevilla nach Barcelona ausgewandert ist.

Im Haus glänzt der Marmorboden, nur wenige Möbel stehen in den grossen Räumen. Obschon Familienbilder, Kruzifixe und religiöse Bilder eine gewisse Wärme ausstrahlen – das Haus wirkt, als fühle sich die Familie noch immer etwas unbeholfen in ihrer neuen Situation.

Der plötzliche Wohlstand bedeute ihm nicht viel, sagt Luka Rakitic in seinem gebrochenen Deutsch. «Mich interessiert nicht, wie viel ich verdiene, mich interessiert, dass meine Kinder und meine Familie zufrieden sind», sagt er. Auch Nikol gibt sich bescheiden. «Wir haben zwar jetzt einen Swimmingpool, aber ich gehe eigentlich lieber in die Badi.» Der Vater spricht vom Stolz, auf eigenen Beinen zu stehen – etwas, das ihm schon früher wichtig war. Deshalb komme es für ihn auch nicht in Frage, sein Geschäft aufzugeben, obschon er längst nicht mehr arbeiten müsste. «Ich biete zehn Leuten ein Einkommen, so muss niemand aufs Sozialamt.» Zu seinem Stolz gehört auch sein zweites Familienunternehmen, in das er die gesamte Freizeit investiert: der von ihm gegründete Fussballklub NK Pajde Möhlin mit mittlerweile 150 lizenzierten Spielern.

Auch wenn Luka Rakitic mit der Sprache seine Mühe hat und er im Gegensatz zu seinen Kindern den Schweizer Pass nicht bekommen hat, ist für ihn klar: «Die Schweiz ist meine Heimat, hier habe ich meine Familie, meine Freunde, meinen Fussballverein.»

Zwischen Baustelle und Fussballplatz

Geboren ist Luka Rakitic am 15. Oktober 1962 in Sikirevci, einem kleinen Dorf im Osten Kroatiens, als jüngstes von neun Kindern – sieben ältere Brüder und eine Schwester hat er. Fast alle jungen Leute aus der ärmlichen Gegend wanderten aus, so auch mehrere Brüder Lukas, von denen zwei nach Australien gingen und einer in die Schweiz. Luka wollte vorerst in Jugoslawien bleiben, er war ein begnadeter Fussballer, schaffte es in die Junioren-Nationalmannschaft und die höchste Liga, verpasste aber den Sprung zur grossen Profi-Karriere. Also folgte er mit 22 Jahren doch dem Bruder in die Schweiz, zuerst nur als Saisonnier, 1986 kam seine aus Bosnien stammende Frau Kata mit dem drei Jahre alten Sohn Dejan nach. >>>



«Die Schweiz ist meine Heimat»: Vater Luka, Mutter Kata, Schwester Nikol, Neffe Lionel, Schwägerin Anica, Bruder Dejan, Nichte Leonie-Lara.



Schweizer Eigenschaften: Dejan (r.), Trainer des NK Pajde Möhlin.



«Etwas Sinnvolles machen»: Lionel Rakitic am Ball.



Zweites Familienunternehmen: Vereinspräsident Luka, Enkel Lionel.



Triumph auf dem Sportplatz Steinli: Luka Rakitic.



Durch dick und dünn: Ivan und Dejan, um 1995.

Durch den Fussball fand die Familie rasch Anschluss. Hanspeter Orb, damals Dorfpolizist und Präsident des FC Möhlin-Riburg, setzte sich für sie ein, half bei der Wohnungssuche und bei Behördengängen. Überhaupt, so Luka Rakitic, hätten ihn Arbeitgeber und Fussballfreunde immer unterstützt. Das Leben der Rakitics war ausgefüllt: Tagsüber arbeitete Vater Luka auf dem Bau und seine Frau bei einem Gemüseproduzenten, abends war er auf dem Sportplatz, als Spieler und Trainer, sie kümmerte sich um den Haushalt, um Dejan und Ivan, der am 10. März 1988 auf die Welt kam.

Um 1990 war Luka Trainer des SV Augst, zu einer Zeit, als durch den Jugoslawienkrieg Tausende von Kroaten in die Schweiz zogen. Rakitic war unter seinen Landsleuten bekannt, viele junge Männer kamen zu ihm in die Mannschaft. Er kümmerte sich um sie, gab ihnen mit dem Fussball eine Beschäftigung. Bald einmal hatte er über dreissig Spieler im Training, so dass er sich dazu entschloss, einen eigenen Verein zu gründen: den NK Pajda in Möhlin – der heute den alteingesessenen FC Möhlin-Riburg sportlich längst hinter sich gelassen hat. Der Klub trägt zwar noch das kroatische Wappen im Logo, ist aber kein kroatischer Verein mehr. Die Spieler stammen aus allen möglichen Ländern, auch aus der Schweiz. «Die Jugendlichen sollen etwas Sinnvolles machen», sagt Rakitic, der vom NK Pajda wie von seiner Familie spricht.

Luka Rakitic war als Fussballer und Trainer jedes Wochenende dermassen engagiert, dass er



Alles blitzblank: Rakitic-Villa in Möhlin.



Spanischer Meister: Raquel, Althea, Ivan Rakitic.

die Grosstaten seiner zwei Buben auf den Plätzen der Region oft nur aus der Distanz mitbekam. So verpasste er auch ein Spiel der F-Junioren des FC Möhlin-Riburg, das bis heute zu reden gibt: 25:0 hatte der FC Möhlin gewonnen, 18 Tore hat allein Ivan erzielt, ein anderes Spiel endete 17:1, Ivan steuerte 16 Treffer bei. «Die Eltern der anderen Kinder kamen jeweils zu mir und erzählten mir aufgeregt, wie gut Ivan wieder gespielt habe», sagt Luka.

Auch Dejan, der Verteidiger, galt als hochtalentiert. Als sich dieser aber zum dritten Mal den Fuss an derselben Stelle brach, waren seine Karrierehoffnungen dahin. Ivan hingegen wechselte mit neun Jahren zum FC Basel, wurde bei den dortigen Junioren rasch einmal zur all-

«Als er endlich losgefahren war, gingen wir alle zu uns nach Hause und haben bitter geweint.»

seits beliebten Leaderfigur. Sein damaliger Trainer, Remo Gaugler, ist des Lobes voll: «Bei vielen Jungs muss man 70 Prozent der Arbeit in die Erziehung stecken, Ivan war ein so hochanständiger Bub, da konnte man sich zu 100 Prozent auf den Fussball konzentrieren.» Noch immer sei er mit Ivan und der ganzen Familie freundschaftlich verbunden.

Wo immer man sich umhört, ob bei ehemaligen Lehrern oder Trainern, fast immer kommen sie ins Schwärmen, wenn von Ivan die Rede ist. Er sei ein guter Schüler gewesen, im-

mer freundlich und respektvoll. «Gott hat Ivan Charakter mitgegeben», sagt der stolze Vater.

Die Eltern setzten sich bis zur Erschöpfung für Ivan ein. Nach der Arbeit auf der Baustelle oder in der Fabrik nahmen sie täglich die dreissigminütige Fahrt ins Training nach Basel in Kauf. Als Ivan sechzehn, siebzehn Jahre alt war, tauchten in Rakitics enger Wohnung plötzlich Agenten von Spitzenklubs wie Arsenal, Manchester United oder Juventus Turin auf, die das Grosstalent abwerben wollten, zum Teil mit Koffern voller Bargeld. Der Mutter wurde das alles zu viel, sie erlitt einen Schwächeanfall. Dem Familienzusammenhalt zuliebe, aber auch dank der Weitsicht des Vaters widerstanden die Rakitics den verlockenden Angeboten. Auch die damalige Präsidentin des FC Basel, Gigi Oeri, besuchte die Familie, sorgte dafür, dass sie eine zusätzliche Wohnung im selben Wohnblock dazumieten konnte, damit Ivan und Dejan etwas Luft bekamen. Der Trainer des FC Basel, Christian Gross, vermittelte Ivan eine Lehre als Hochbauzeichner beim Architekturbüro Herzog & de Meuron, die er allerdings nach drei Monaten wieder abbrach, nachdem er im Alter von siebzehn Jahren beim FC Basel bereits einen Profi-Vertrag unterschrieben hatte.

Nach zwei Jahren als Profi beim FC Basel wechselte Ivan in die deutsche Bundesliga zu Schalke 04. Als sich Ivan in Möhlin zur Abfahrt nach Gelsenkirchen bereitmachte, versammelten sich zum Abschied die ganze Grossfamilie und viele Freunde. Mehrmals musste er wieder aus dem Auto steigen, weil ihn noch jemand umarmen wollte. «Als er endlich losgefahren war, gingen wir alle zu uns nach Hause und haben bitter geweint. Es war der traurigste Tag in meinem Leben», sagt Schwester Nikol.

Das Dorf gab dem Vater die Schuld

Genau in jene Zeit fiel auch die Entscheidung Ivans, nicht für das Schweizer Nationalteam, sondern für das kroatische zu spielen. Im Dorf gab man dem Vater die Schuld, auch die Medien kolportierten die Version, der Vater habe den Sohn, der in der Schweizer U-21-Nationalmannschaft noch stolz die Captainbinde getragen hatte, überredet. Dass alle auf den Patriarchen losgingen, hatte wohl auch damit zu tun, dass sich einfach niemand vorstellen konnte, der so nette und zuvorkommende Ivan vermöchte sie zu enttäuschen. Luka Rakitic bestreitet, den Sohn beeinflusst zu haben. «Ich habe ihm gesagt: «Wenn du für die Schweiz spielst, halte ich die Schweizer Fahne hoch, wenn du für Kroatien spielst, die kroatische, wenn du für Deutschland spielst, die deutsche. Du musst dich selber entscheiden.»» Wahrscheinlich hat am Ende den Ausschlag gegeben, dass sich der kroatische Verband viel mehr um ihn bemühte. «Sieben Mal ist eine kroatische Delegation mit fünf oder sechs Leuten in die Schweiz geflogen, darunter der Nationaltrai-

ner, der Präsident und der Vizepräsident, und hat ihn für Kroatien zu gewinnen versucht. Köbi Kuhn war nur einmal da und hat mit uns ein Glas Mineralwasser getrunken.»

Ivan Rakitics Karriere ging stetig voran, Bruder Dejan, der noch immer in Möhlin wohnt und da auch zwei Kinder hat, bleibt sein wichtigster Berater. 2011 wechselte Ivan nach Sevilla, wo er zum Captain und klaren Teamleader avancierte. Dort lernte er seine heutige Frau und Mutter seiner Tochter kennen, eine bildhübsche Kellnerin, mit der er im Stadtzentrum ein gut laufendes Restaurant führte. Als er in Sevilla eintraf, verstand er noch kein Wort, nach drei Jahren gab er Interviews in perfektem Spanisch mit andalusischem Akzent – «wegen meiner Frau», wie er jeweils lächelnd sagt. Mit seiner bescheidenen und bodenständigen Art ist er sofort zum Publikumsliebling geworden. Welche enorme Popularität er in Sevilla geniesst, zeigte sich, als er nach seinem Wechsel zum FC Barcelona erstmals wieder gegen seine frühere Mannschaft in Sevilla antrat. Anstatt ihn auszufeuern, wie das Fans mit Abtrünnigen sonst zu tun pflegen, bereiteten sie ihm einen euphorischen Empfang.

Seiner Familie gegenüber zeigt sich Ivan von der grosszügigen Seite – aus Dankbarkeit, wie er sagt. Den Eltern und dem Bruder hat er in Möhlin ein Haus gebaut, ein drittes Grund-

stück hat er für Nikol erworben. «Ivan wollte, dass meine Frau und ich nicht mehr arbeiten müssen, dass wir uns zur Ruhe setzen können», sagt Vater Luka, «aber wenn ich bei meinen Mitarbeitern auf der Baustelle bin, dann bekomme ich Lust und packe auch wieder mit an. Es ist doch schön, zu arbeiten.»

Doppelter Triumph

Jetzt, beim FC Barcelona, erlebt Ivan Rakitic das, wovon Millionen Jungs weltweit träumen. Er ersetzt die Fussballlegende Xavi, den entscheidenden Mann im Mittelfeld, der dem Sturmtrio Messi, Neymar und Suárez die Pässe liefert. Und am Samstag hat Rakitic die Chance, als dritter Schweizer nach Stéphane Chapuisat (Dortmund) und Ciriaco Sforza (Bayern) die Champions League zu gewinnen. Doch dieses Spiel in Berlin gegen Juventus Turin steht in Möhlin noch nicht im Zentrum des Interesses. Ein ganz anderes Finale beschäftigt die Familie noch mehr: Die erste Mannschaft des NK Pajde steht vor dem Aufstieg in die 2. Liga interregional.

Das Spiel vom letzten Samstag auf dem Sportplatz Steinli in Möhlin wurde denn auch tatsächlich zum grossen Triumph für den NK Pajde und die Familie Rakitic, die vollzählig anwesend war. Mit Ausnahme von Ivan natürlich, der aber als Leibchensponsor «ivanrakitic.com» Präsenz markierte. Eine Folkloreband, die

Luka Rakitic aus seinem kroatischen Heimatdorf eingeflogen hatte, sorgte während des Spiels für Stimmung. 6:0 gewann der NK Pajde, die Mannschaft feierte überschwänglich, mittendrin Luka und sein ältester Sohn Dejan, der Trainer der Mannschaft. Demnächst werde der Verein einen eigenen Platz erhalten, erzählt Luka, die Gemeinde stelle das Land zur Verfügung, Ivan bezahle den Bau.

Nach dem Schlusspfiff ging es ins Klublokal in einem alten Industriegebäude. Ein Sänger stimmte kroatische Schlager an, während am grossen Bildschirm das Finale in der spanischen Copa del Rey zwischen dem FC Barcelona und Athletic Bilbao lief. Die Spieler und Freunde des NK Pajde feierten ausgelassen, so richtig aufmerksam verfolgte den Match am Bildschirm fast nur Mutter Kata. Bei jeder Ballberührung ihres Sohnes fieberte sie mit, freute sich über jeden gelungenen Pass Ivans. 3:1 gewann der FC Barcelona, Messi schoss wieder ein Tor, das der gesamten Fussballwelt das Herz höher schlagen liess. Ivan hatte zwar seine Chancen, zu einem Treffer reichte es ihm allerdings nicht, doch das spielte keine Rolle mehr. Am Freitag, sagte Kata, reise die ganze Familie nach Berlin an den Champions-League-Final. So wie der FC Barcelona in Form ist, dürfte es wieder ein grosser Abend werden für diesen sympathischen Clan aus dem Aargauer Fricktal. ○

CREDIT SUISSE 

Mehr ist mehr.
Besonders
bei Zinsen.

Bis zu
0,75%
Vorzugszins



Sichern Sie sich jetzt bis zu 0,75% Vorzugszins. Mit dem umfassenden Bonviva Banking Paket.

Jetzt abschliessen auf credit-suisse.com/bonviva



«Nie als bürgerlich positioniert»: Cerberus-Erben Daniel und Marcel Meili.

Die lachenden Erben

Die Ja-Kampagne zur Erbschaftssteuer-Initiative ist auf den millionenschweren Meili-Erben aufgebaut. Sie sollen das Anliegen in bürgerlichen Kreisen salonfähig machen. Was treibt die Meilis an, und woher stammt ihr Vermögen? *Von Florian Schwab*

Hoch über dem Zürichsee, an Küsnachts bester Wohnlage, thront die herrschaftliche Villa der Familie Meili. Vor Jahrzehnten hatte der Physiker Ernst Meili (1913–2006), den sein Tüftler-Gen zu einem vermögenden Mann gemacht hatte, das Goldküstenobjekt als Familienwohnsitz erworben: Ernst Meili war Miterfinder des Brandmelders Cerberus, eines Schweizer Industrie-Verkaufsschlagers.

Die gleichnamige Firma hatte Meili im Jahr 1941 zusammen mit einem Studienfreund gegründet. In den kommenden Jahrzehnten wurde die Marke, symbolisiert durch den dreiköpfigen Höllenhund aus der griechischen Mythologie, zu einem *household name*, wie die Briten sagen. Trotzdem ging Cerberus 1998 in der Gebäudetechnik-Sparte des deutschen Siemens-Konzerns auf – wir kommen darauf zurück. Mehr als sechstausend Mitarbeiter waren damals für das Unternehmen tätig.

Das Wohnhaus, in dem bis heute Ernst Meilis hochbetagte Witwe in guter geistiger Verfassung lebt, ist unvermittelt zwischen die politischen Fronten geraten. Das kam so: Als um 2011 die Absicht der Jungsozialisten (Juso) ruchbar wurde, Erbschaften an direkte Nachkommen in Zukunft landesweit mit zwanzig Prozent zu besteuern, ging der Steuerberater von Annemarie Meili, Jahrgang 1925, auf die drei Söhne des Ehepaars zu und erteilte ihnen jenen Ratsschlag, den beflossene Fachleute landauf, landab so oder ähnlich vortrugen: Da die Initiative eine Rückwirkung bis 2012 vorsieht, könnte man sich durch die vorherige Übertragung des Wohnhauses dem Risiko entziehen, vom Umverteilungseifer der Juso erfasst zu werden. Die Meili-Brüder folgten dem Wink.

Heute, vier Jahre später, findet man den Arzt Martin Meili (geb. 1952), den Psychiater Daniel Meili (geb. 1956) und den Architekten Marcel

Meili (geb. 1953) an vorderster Front der Initiativbefürworter. Mit NZZ-Werbung und Videoclips beschwören sie den liberalen Kerngehalt des Anliegens. Die NZZ druckte am Wochenende gar ein Inserat ab, in dem die Meili-Brüder dreist ein verlagseigenes Sujet kopieren: Auf dem NZZ-blauen, typischen Bleistift prangt der Schriftzug «Liberalismus», darüber: «Die Erbschaftssteuer ist die fairste Steuer überhaupt.»

Auch den verstorbenen Cerberus-Gründer führen seine Kinder ins Feld: Ernst Meili selig sei 1999 gegen die Abschaffung der Erbschaftssteuer für direkte Nachkommen im Kanton Zürich gewesen. In der Gesprächssendung «Handelszeitung Standpunkte» verortet sich Daniel Meili, der Psychiater, direkt im weltanschaulichen Vorhof seines verstorbenen Vaters, der FDP-Mitglied gewesen sei. «Der Apfel» falle eben «nicht weit vom Stamm».

Die Kampagne der Meili-Brüder ist also klar darauf ausgerichtet, in bürgerlich-liberalen Kreisen Anklang zu finden. Dabei erweckt ein äusserlicher Blick auf das Erben-Trio nicht gerade den Eindruck altbürgerlicher Distinguiertheit: leicht verschrobene Typen, in kreativ-chaotischer Umgebung abgelichtet, das höchste der Gefühle ein offenes Hemd. Krawatte oder Anzug als absolute Tabuzone. Hier ein schiefer Gurt, dort eine wilde Mähne. Kein Zweifel, die Gebrüder Meili sind ein Produkt komplizierter Biografien, offenbar widersprüchlich. Eigentlich interessant.

Gesprächsverweigerung

Terminanfragen für die Geschwister nimmt eine links angehauchte Kreativagentur entgegen, die sich auf Internetkampagnen spezialisiert. Tenor: gegen die «bestehenden Machtverhältnisse»; «Ospel, Blatter und Co. geben vor, die Welt zu verbessern, doch die dunklen Machenschaften werden aufgedeckt». Die Meilis, die sonst überall betonen, die Diskussion um die «Schere zwischen Arm und Reich» führen zu wollen, vor und nach dem 14. Juni, werden schmallippig. Sie lassen aus Termingründen absagen. Es sei ihnen zudem «ein Anliegen, dass sich der Fokus von der persönlichen Ebene mehr auf die inhaltliche Ebene verschiebt». Nach ein paar Telefonaten erklären sie sich doch noch zu einem Treffen bereit. Allerdings nur dann, wenn das Resultat als striktes Frage-Antwort-Interview publiziert werde, mit Tage zuvor abgestecktem Fragenkatalog. Nein, danke.

Die Diskussionsfreude der Meili-Brüder hört offenbar am Gartenzaun der eigenen politischen Überzeugungen auf. Diese sind, wie eine kurze Recherche zeigt, sozialdemokratisch gefärbt. Die linken Freiberufler bewegen sich spätestens seit den neunziger Jahren fast ausschliesslich im links-urbanen Zürcher Biotop – in der Ausführung «Chreis Cheib», nicht Zürichberg. Sie wohnen seit Jahrzehnten im Kreis 4: in alternativen Wohngemeinschaften, kreativ-urbanen Siedlungen wie den Bernoulli-Häusern an der Hardturmstrasse. Seit der Jahrtausendwende bewohnt das Trio eigene Wohnungen an der Zypressenstrasse, wo Marcel Meili, der in Fachkreisen hochangesehene Architekt, die ehemalige Elektromotorenfabrik in einen Komplex aus Wohnungen und Ateliers verwandelt hat.

Bereits 1988 findet Daniel Meili, der Psychiater und derzeit so etwas wie der Wortführer der Meili-Brüder bei der Erbschaftssteuer-Initiative, Erwähnung in der NZZ als Vertreter der «Vereinigung unabhängiger Ärztinnen und Ärzte», laut Selbstdeklaration eine «Vereinigung politisch links orientierter Ärztinnen und Ärzte und Medizinstudierender». Seit Jahrzehnten amtiert er unter anderem als Chefarzt des Vereins Arud, einer «Arbeitsgemeinschaft für risikoarmen Umgang mit Drogen», welche

für eine freizügige Drogenpolitik einsteht und heute von der St. Galler SP-Nationalrätin Barbara Gysi präsidiert wird.

Die Meilis haben seit 1999 etliche Firmen gegründet, vor allem im Immobilienbereich. Jedes Mal mit von der Partie war der linke Rechtsanwalt Andreas «Andi» Hoppler, langjähriger SP-Gemeinderat und Präsident der stadtzürcherischen Stiftung zur Erhaltung von preisgünstigen Wohn- und Gewerberäumen (Stiftung PWG). Gemeinsam mit Hoppler ist Daniel Meili zudem an der Buchhandlung am Helve-

Das Geld für die Initiative haben sie zuvor vor der Erbschaftssteuer in Sicherheit gebracht.

tiaplatz beteiligt, besser bekannt als Volkshaus-Buchhandlung, ein beliebter Treffpunkt der linksintellektuellen Szene in Zürich. Kein Wunder, spricht man sich im Interview mit der Zeitschrift des Zürcher Gewerkschaftsbundes mit Genossen-Du an.

Das bürgerlich-liberale Elternhaus, auf das sich die Meili-Erben derzeit so oft und gern berufen, ist weit weg. Wir sprechen mit ehemaligen Bekannten des verstorbenen Ernst Meili. Sie geben sich «erstaunt» und «überrascht» über den «missionarischen Zug zum Egalitären» der Kinder. Der Vater habe sich zwar wohlätig engagiert, allerdings aus einem eigenen Gefühl der Verantwortung heraus und nicht mit dem Impetus des Missionars, sagt ein ehemaliger Cerberus-Manager. Ein anderer Bekannter erinnert sich an Ernst Meili als «grundsolide und bürgerlich».

Das Engagement der Meili-Brüder stelle noch in einem weiteren Punkt einen Bruch mit der Familiengeschichte dar: Am eigenen Leib habe der Cerberus-Gründer erfahren, wie schwierig es sei, ein Unternehmen am Laufen zu halten. Bereits kurz nach der Gründung im Jahr 1941 stand Cerberus vor dem Konkurs. Meili und sein Kompagnon mussten die Firma, mitsamt Patenten, notgedrungen auf Elektrowatt übertragen, ein früheres Industriekonglomerat der Kreditanstalt (heute Credit Suisse).

Danach führte Ernst Meili Cerberus als Geschäftsführer bis zu seinem Rückzug aus der operativen Führung im Jahre 1978 – damals hatte das Unternehmen rund 500 Mitarbeiter. Die eindruckliche internationale Expansion sei aber durch Elektrowatt forciert worden. Den Memoiren von Ernst Meili entnehmen wir, dass er erst seit den siebziger Jahren wieder mit fünfzehn Prozent an Cerberus beteiligt war. Ein paar Jahre bevor 1996 die Kreditanstalt die Elektrowatt zerschlug und den Industrieteil mitsamt Cerberus an Siemens verkaufte, veräusserte Ernst Meili seinen Anteil zu einem unbekanntem Preis. Unter dem späteren Untergang der Firma soll er emotio-

nal gelitten haben. Und just in diesem heiklen Feld würde die Erbschaftssteuer neue Hürden aufbauen.

Die gesparte Million

Wenn Meilis Erben den Eindruck erwecken, dass sie die Schwierigkeiten eigentümergeführter Unternehmen aus eigener Anschauung als Cerberus-Erben kennen, so ist dies falsch. Die unternehmerische Bilanz ihres Vaters ist zwar beeindruckend, Cerberus war aber weder eigentümergeführt, noch war es ein Familienunternehmen. Dementsprechend ist auch das Vermögen, das die drei Brüder geerbt haben, im tiefen zweistelligen Millionenbereich zwar ansehnlich, aber nicht so eindrücklich, wie es sein könnte, hätte Ernst Meili die Firma alleine gross gemacht.

Das nach dem Tod der Mutter noch zu verteilende Vermögen besteht zu einem grossen Teil aus dem elterlichen Haus in Küsnacht, das mindestens fünf Millionen Franken wert ist. Warum hat es sich das Trio vorher überschreiben lassen, wenn es doch für die Erbschaftssteuer ist? Die Brüder Meili verteidigen sich: Die 500 000 Franken, die sie auf diese Weise vor der Erbschaftssteuer in Sicherheit gebracht hätten, würden sie jetzt erst recht in die Initiative investieren. Um das Argument nachzuvollziehen, sollte man einen Fortgeschrittenenkurs in sozialistischer Dialektik absolviert haben.

Die Geschichte hat einen weiteren Haken. Die Zahlen gehen nur auf, wenn die Meili-Witwe maximal sechseinhalb Millionen Franken, inklusive Haus, vererben wird. In diesem Fall würde – unter Berücksichtigung des Freibetrags für den Nachlass eines Ehepaares von vier Millionen Franken – eine Erbschaftssteuer von einer halben Million Franken fällig. Eine Nachfrage bei der Steuerverwaltung der Gemeinde Küsnacht fördert aber zutage, dass die Witwe Meili auch ohne das Haus noch ein Vermögen von knapp vier Millionen Franken besitzt, das sie dereinst vererben wird. Mit anderen Worten: Der Freibetrag wird durch das übrige Vermögen aufgeessen, auf das komplette Haus wären Erbschaftssteuern fällig geworden. Indem die Meilis das Haus (mindestens fünf Millionen Franken) dem Substrat entzogen haben, sparen sie also nicht, wie behauptet, eine halbe Million Franken, sondern eine ganze.

Schriftlich melden sich die Meili-Brüder kurz vor Redaktionsschluss doch noch zu Wort: Ihr Vater habe sich mit zunehmendem Alter von der FDP entfernt, da ihm «die freisinnige Interpretation des liberalen Gedankenguts je länger, desto weniger entsprach». Sie selbst hätten sich im Abstimmungskampf «nie als bürgerlich positioniert». Am 14. Juni werde auch ihre Mutter ein Ja in die Urne legen. Das finanzielle Engagement der Meili-Erben für die Sache werde nach der Abstimmung weiter ansteigen. Cerberus lebt! ○

Die Gefahren der «Dummensteuer»

Sollte die Erbschaftssteuer-Initiative angenommen werden, würden vor allem die kleineren Vermögen erfasst. Die grossen Brocken wären dem Zugriff des Staates entzogen.

Von Beat Gygi

«Die Erbschaftssteuer ist die grösste Dummensteuer, die wir in Deutschland haben.» Mit diesem Satz hat Lars Feld, Ökonomieprofessor in Freiburg i. Br., vor gut zwei Jahren in der deutschen Steuerrdiskussion davor gewarnt, beim Vererben das Vermögen in Form von Unternehmen viel weniger stark zu besteuern als etwa Finanzvermögen. Der deutsche Gesetzgeber, so Feld, habe bei der Erbschaftssteuer Betriebsvermögen und Immobilienbesitz gegenüber anderen Eigentumsformen stark begünstigt. Ein Steuerpflichtiger könne bei geschickter Gestaltung, wie sie mittlerweile jeder bessere Steuerberater anbiete, die Erbschaftssteuer mehr oder weniger umgehen, vor allem beim Übertragen sehr grosser Vermögen.

Legales Umgehen der Steuerpflicht

Feld, auch bekannt als einer der «fünf Weisen», also als Mitglied des deutschen Sachverständigenrats zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, erklärt den Begriff «Dummensteuer» so: Die Erbschaftssteuer treffe jene, die ein Vermögen von zwei Millionen erben und wenig Gestaltungsspielraum haben, viel eher als jemanden, der ein Erbe von hundert Millionen übertragen wolle. Da sich die grossen Vermögen beim Erbgang auf vielfältige Weise dem Zugriff des Fiskus entziehen, kommen auch die ursprünglich erhofften grossen Erträge gar nicht in die Staatskasse.

Gelten ähnliche Argumente auch für die Schweiz? In der Debatte über die Initiative der Linken für eine national uniforme Erbschafts- und Schenkungssteuer auf dem Nachlass von über zwei Millionen Franken, die am 14. Juni zur Abstimmung kommt, spielen Fragen nach Ausnahmen eine zentrale Rolle. Eine neue Steuer kann familieninterne Unternehmensnachfolgen nämlich so stark belasten, dass dies die geschäftliche Existenz von Betrieben bedroht. In der Initiative wird deshalb eine Reduktion der Steuerbelastung beim Vererben und Weiterführen von Unternehmen innerhalb der Familie als Möglichkeit angetönt, allerdings nicht genau umschrieben.

Die Vorstellungen über Freigrenzen für das Vererben von Firmen gehen in der gegenwärtigen Debatte weit auseinander, es ist von Schwellenwerten von etwa fünf Millionen Franken bis weit über fünfzig Millionen Franken die Rede. Im Fall der Annahme der Initiative läge es am Parlament, beim Formulieren des Gesetzes die Freigrenzen für das Vererben



Grosse Erträge bleiben aus: Professor Feld.

von Firmen festzulegen. Damit ist heute völlig offen und unsicher, wie gross der Gestaltungsspielraum der Steuerpflichtigen sein könnte. Klar ist allerdings, dass die Erfahrungen in Deutschland auch für die Schweiz hilfreich sind. Die Initianten suchen ihre Vorlage natürlich dadurch zu versüssen, dass sie hohe Freigrenzen in Aussicht stellen, aber eine Ungleichbehandlung von Betriebs- und Finanzvermögen bringt neue Rechtsunsicherheit und neue Konflikte mit sich. Deshalb ist auch für die Schweiz von Bedeutung, dass das deutsche Verfassungsgericht Ende 2014 die deutsche Erbschaftssteuer für verfassungswidrig erklärt hat, weil die Ausnahmen zu weit gingen. Die Spielräume im Gesetz müssen nun verengt werden.

Monika Bütler, Ökonomieprofessorin an der Universität St. Gallen, ihr Kollege Reiner Eichenberger von der Universität Freiburg sowie zahlreiche Juristen und Steuerberater weisen mit Blick auf die Schweiz darauf hin, dass vor allem Steuerpflichtigen mit hohem Vermögen vielfältige Wege zum legalen Optimieren der Steuern offenstünden. Die Folge wäre, dass auch in der Schweiz das Aufkommen aus der neuen Erbschaftssteuer weit unter dem Betrag liegen dürfte, den die Initianten des linken Lagers in Aussicht stellen. Ein anschauliches Beispiel dafür liefern sogar prominente Befür-

worter der Initiative, nämlich die drei Brüder Meili, die sich selber durch eine frühzeitige Überschreibung von Vermögen ihre Substanz gesichert haben.

Steuerberater weisen zudem darauf hin, dass bei den grossen Vermögen vor allem auch die internationale Mobilität zu beachten sei, wie immer in Steuerfragen: Wenn es ums Abwenden einer drohenden Erbschaftssteuerbelastung von fünfzig oder hundert Millionen Franken gehe, sei es eine realistische Taktik, auf das Ableben hin den Wohnsitz zu wechseln, um der Erbschaftssteuer auszuweichen. Eichenberger hat kürzlich das «Schenken im Ausland» in die Diskussion gebracht: Statt im Ausland zu sterben, könne man von da aus auch schenken, ebenfalls legal ohne Besteuerung.

Damit würde die Hauptlast der Steuer bei den «Dümmeren» verbleiben, in diesem Fall bei Familien, die Erbgänge mit vielleicht drei oder fünf Millionen Franken Vermögen zu bewältigen haben; ein Umzug ins Ausland wäre da etwas aufwendig.

Plötzlich unzulässig?

Die mit der Initiative verbundene Unsicherheit betrifft allerdings nicht nur die Zukunft, sondern auch die Vergangenheit. Die Vorlage enthält ja eine Rückwirkungsklausel, durch die alle Schenkungen seit Anfang 2012 bei Annahme ebenfalls dem neuen Regime unterworfen würden. Dies hatte vor dem Jahresende 2011 zu einem Boom von Überschreibungen grösserer Vermögen geführt, um diese vor dem allfälligen Zugriff des Fiskus zu schützen.

Etliche Juristen stellen es nun aber in Zweifel, dass diese vorsorglichen Aktionen wirklich einer künftigen Prüfung standhalten würden. Meistens waren solche Überschreibungen eines Hauses oder eines anderen Vermögens mit der Auflage erfolgt, dass die Nutzniessung beim alten (eben noch nicht verstorbenen) Eigentümer verbleibe. Weiterhin im Haus wohnen, von Liegenschaften leben, bei Aktien weiterhin die Stimmrechte ausüben und Dividenden beziehen – und gleichzeitig soll das Vermögen schon bei den Erben sein: Etliche Juristen fragen sich, ob all das dann nicht plötzlich als unzulässige Umgehungsversuche eingestuft werden könnte. Steuerbehörden, so die Warnung, könnten bei einer Annahme der Initiative versuchen, gesichert geglaubte Vermögen doch noch an sich zu ziehen. ○



Abstimmung

Kranke heilen, nicht beseitigen

Die Befürworter der Präimplantationsdiagnostik verkennen, dass diese Methode gegen grundlegende Rechtsprinzipien verstösst. Wenn sogenannt minderwertiger Nachwuchs eliminiert wird, muss man von Eugenik sprechen.

Von Antoine Suarez

Am 14. Juni 2015 werden wir über eine Verfassungsänderung abstimmen, deren Hauptzweck es ist, die Präimplantationsdiagnostik (PID) durch ein neues Fortpflanzungsmedizinengesetz einzuführen. Das heisst: die Selektion von Embryonen mit Gendefekten oder abweichenden Chromosomenzahlen bei Paaren, welche von künstlicher Befruchtung Gebrauch machen. Die Befürworter der Verfassungsänderung werben mit dem Motto «Ja zur Fortpflanzungsmedizin» und führen angebliche medizinische Vorteile ins Feld. Dies ist eine klare Verdrehung der Fakten.

1 — Der Zürcher Reproduktionsmediziner Bruno Imthurn bezeichnet die PID als «Effizienzsteigerung bei Unfruchtbarkeit» (NZZ, 6. Mai 2015). Nach heutigem Stand der Wissenschaft ist diese Behauptung so nicht haltbar. Studien belegen, dass die Erfolgsaussichten bei einer künstlichen Befruchtung signifikant niedriger ausfallen, wenn Embryonen vorab mittels PID genetisch untersucht wurden. Die europäische Dachgesellschaft der Fortpflanzungsmediziner, ESHRE, bestätigte auf Nachfrage zur Hauptanwendung der PID: «Bis heute zeigen tatsächlich die meisten randomisierten kontrollierten Studien, dass kein bewiesener positiver Effekt für die Patientinnen besteht. [...] Falls Sie die PID auf einer evidenzbasierten Grundlage durchführen wollen, müssten Sie zuerst die Resultate dieser randomisiert kontrollierten Studien abwarten, welche zur Zeit zwar durchgeführt werden, deren Resultate aber noch nicht publiziert wurden.»

Gemäss ESHRE erfolgen über 99 Prozent aller Eingriffe am dritten Entwicklungstag durch Entnahme von zwei Zellen aus einem achtzelligen Embryo. Im Widerspruch dazu präsentierte kürzlich der St. Galler Fortpflanzungsmediziner Felix Häberlin ein experimentelles Verfahren als übliche Routine: Am fünften Tag entnehme man dem hundertzelligen Embryo zwei Zellen zur genetischen Untersuchung («Club», SRF, 21. April 2015). Dies klingt zwar viel harmloser als eine PID am dritten Entwicklungstag, ist aber bloss Reklame mit Argumenten, die wissenschaftlich nicht erhärtet sind.

2 — Anfänglich erkannte auch der Bundesrat hinter der PID eine «Selektion», die es «in der

Tat rechtfertigt, den Ausdruck Eugenik zu verwenden», wie Innenminister Alain Berset im Ständerat sagte.

Mit Recht betont Regula Stämpfli, dass die Befürwortung der PID «hässliche historische Assoziationen weckt» (Basler Zeitung, 12. Mai 2015). Dagegen wehren sich Befürworter der PID: «Die liberalen Eugeniker wollen sich von Gräueltaten distanzieren, wie sie im Namen der Eugenik etwa unter dem Nationalsozialismus begangen wurden; damals liess der Staat «unwertes Leben» millionenfach ermorden. Li-



Angebliche medizinische Vorteile.

berale Eugeniker setzen hingegen auf das Individuum», schrieb die NZZ.

Dabei übersehen die «liberalen Eugeniker», dass seit Beginn der Rechtsgeschichte der Körper des Menschen das grundlegende beobachtbare Faktum des Rechts ist: Wenn ich aufgrund meines Körpers Respekt verlange, soll ich kohärenterweise alle anderen menschlichen Körper ebenfalls respektieren. Der Nachweis der Person ist der menschliche Körper, in welchem Entwicklungsstadium auch immer. Darum bedeutet PID nichts anderes, als die personalen Grundrechte durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe von Men-

schen anstatt zur Menschheit zu definieren. Wie man es auch dreht und wendet: Dies ist, was Rassisten aller Zeiten getan haben und was heute gewisse fundamentalistische religiöse Gruppierungen tun.

Mit ihren Ja-Parolen zur PID verraten FDP und CVP das liberale Ideal. «Nur das Beste für den Nachwuchs» zu wollen, ist ein hehres Ideal, aber «minderwertigen Nachwuchs» zu beseitigen, ist verwerflich.

3 — Wenn Eltern ihre embryonalen Kinder eliminieren dürfen, bloss weil diese krank sind, welche Existenzberechtigung haben dann die 86 000 über Sechzigjährigen, die in der Schweiz an Demenzen wie Alzheimer oder an Parkinson leiden? Die Elternschaft und damit jede soziale Praxis, die vom Standard voraussetzungsloser Liebe bestimmt ist, werden durch die PID verdorben.

Mit ihren Ja-Parolen zur PID verraten FDP und CVP das liberale Ideal.

PID ist ein Verstoß nicht bloss gegen die Ethik, sondern gegen grundlegende Rechtsprinzipien. Die Rechtsordnung und die Medizin müssen sich für die Heilung von Kranken, inklusive kranker Embryonen, einsetzen und nicht für deren Beseitigung. Nur eine solche Rechtsordnung erlaubt es, das begrenzte Wissen der Menschen bestmöglich zu nutzen, um den Menschen zu helfen, ein erfülltes Leben führen zu können.

Dr. sc. nat. ETHZ Antoine Suarez ist Mitglied der Schweizerischen Gesellschaft für Bioethik, Zürich.



Wäre ich siebzehn gewesen – nun ja, ich hätte nicht lange gefackelt.

Hilfe, meine Tochter hat keinen Sex

Studien zeigen: Je intelligenter und gebildeter die Eltern sind, desto später erfolgt der erste Sexualkontakt des Nachwuchses. Der Bildungsgrad meiner Tochter übersteigt den meinen bei weitem. Das hat Folgen. *Von Katja Oskamp und Jonas Baumann (Illustration)*

Er hiess Zlatko und arbeitete als Kellner in der kroatischen Ferienanlage am Meer. Seine gebräunte Haut schimmerte, sein schwarzes Haar glänzte in der Morgensonne, seine dunklen Augen leuchteten. Auch die Augen meiner Tochter leuchteten, wenn er auf der Frühstücksterrasse erschien, sich ihres Blicks vergewisserte, ein Stolpern spielte, um sie zum Lachen zu bringen, und ihr dann ein extra Glas Orangensaft servierte.

Es war unser letzter gemeinsamer Urlaub, bevor meine Tochter für ein Jahr nach England verschwinden und dort zur Schule gehen würde. Sie war fast siebzehn, ich vierundvierzig.

Unser persönlicher Animator

Am späten Vormittag, wenn wir durch die Grünanlagen zum Strand schlenderten, hüpfte Zlatko aus einem Busch hervor, hantierte

absichtlich ungenau mit dem Gartenschlauch, so dass uns ein paar Spritzer trafen. Er schien auch als Gärtner zu arbeiten. Wir kicherten, und mit charmantem Lächeln hielt Zlatko uns zwei Blumen entgegen, die wir uns ins Haar steckten. Wie schlaue von ihm, mich,

Zlatko führte komische Nummern auf. Er benahm sich wie unser persönlicher Animator.

die Alte, in seine Avancen einzubeziehen. Wer die Tochter begehrt, soll sich die Mutter gewogen machen.

Meine Tochter und ich verbrachten die Tage faul am Strand unter dem Sonnenschirm, plauderten, dösten, schwammen. Nachmittags, wenn die Sonne am heissesten brannte,

tauchte Zlatko auf, der nun offenbar als Bademeister tätig war. Ich liess flugs ein Tuch über meine Problemzonen flattern. Meine Tochter kontrollierte unauffällig den Sitz ihres Bikinioberteils. Zlatko schenkte meiner Tochter ein Eis und führte komische Nummern auf. Er benahm sich wie unser persönlicher Animator. Ich betrachtete Zlatkos muskulösen Körper, dem die Hitze nichts auszumachen schien. Wäre ich siebzehn gewesen – nun ja, ich hätte nicht lange gefackelt.

In den Statistiken schwankt das durchschnittliche Alter, in dem die junge deutsche Frau von heute zum ersten Mal Sex hat, zwischen 15,5 und 17,6 Jahren. In Interviews und Studien ist von einem Trend zu lesen, der als Erfolg der sexuellen Aufklärung verbucht wird: Der moderne weibliche Teenager geht planvoll vor, lässt sich nicht unter Druck setzen, prüft

gründlich, wählt mit Bedacht aus, verhütet sorgfältig und hält grosse Stücke auf Vertrauen und Partnerschaft. Nach so viel Vorbereitung wird das erste Mal häufig als «etwas Schönes» erlebt. Je intelligenter und gebildeter die Eltern sind, auch das sagt die Statistik, desto später erfolgt der erste Sexualkontakt des Nachwuchses. Demnach müsste sich mein IQ in schwindelerregenden Höhen tummeln. Denn meine Tochter macht keine Anstalten. Der IQ meiner Eltern hingegen müsste, glaubt man der These, in unterirdischen Tiefen dümpeln.

Berlin, Hauptstadt der DDR, 1985: Ich war knapp fünfzehn. Die Party in der sturmfreien Bude einer Freundin hatte gerade begonnen, und schwupp, lag ich im Schlafzimmer – und unter irgendeinem Muskelprotz, den ich nie zuvor gesehen hatte und auch nie wieder sehen würde. Ich weiss bloss noch, dass er schon zum zweiten Mal die neunte Klasse wiederholte. Unter Schock beichtete ich meiner Mutter am nächsten Tag, was geschehen war. Sie wettete und zeterte und schrie: «Was sollen die Nachbarn denken, wenn du schwanger bist!» An der Hand zerrte meine Mutter mich, die Rotz und Wasser heulende Göre, zum Frauenarzt.

«Symposion» beschleunigt ihren Atem

Erzähle ich meiner Tochter diese unrühmliche Deflorationsgeschichte, schlägt sie sich mit der flachen Hand gegen die Stirn und jault auf: «Mit Oma! An der Hand! Zum Frauenarzt!» Sie schüttelt den Kopf über mich. Natürlich will sie die Fehler ihrer Mutter nicht wiederholen. Zu meiner Verteidigung bringe ich hervor, dass es früher kein Internet gab und wir keine Pornos gucken konnten. Dass wir nicht gut aufgeklärt und auf die Learning-by-Doing-Methode angewiesen waren. Das überzeugt sie nur halbwegs, und deshalb sage ich dann meistens: «Wir in der DDR

hatten ein unverkrampftes Verhältnis zu unserem Körper.» Da nickt sie ein bisschen mitleidig.

An der kroatischen Küste war es heiss. Meine Tochter sass unter einer Pinie und las. Als ich mich zu ihr setzte, sah sie vom Buch auf und erklärte mir begeistert, wie dieser Platon die Liebe beschreibe: «Aus vorgeburtlichen Räumen tragen wir das archetypische Bild eines Menschen in uns. Dieser Mensch ist für

Die Party hatte gerade begonnen, und schwupp, lag ich unter irgendeinem Muskelprotz.

uns bestimmt. Wenn wir ihm begegnen, funkt es. Wir müssen die Liebe nicht suchen. Wir finden sie wieder.» Prompt scharwenzelte Zlatko in unserer Nähe. Er mühte sich mit ein paar Scherzen ab, doch meine Tochter lächelte nur abwesend. Sie senkte den Blick und las weiter. Platon war stärker. Zlatko schlich ab.

Der Bildungsgrad meiner Tochter übersteigt den meinen schon jetzt bei weitem, und ich mag mir gar nicht vorstellen, was das – laut Statistik – für meine Enkel bedeutet. Nicht, dass meine Tochter sich nicht für Sex interessieren würde. Mit dreizehn fing sie an, einschlägige Werke zu lesen. Sie tragen so schöne Titel wie «Blutrote Küsse», «Gefährtin der Dämmerung», «Der sanfte Hauch der Finsternis». Allerdings ist das stets leichte Lektüre für nebenbei. Rote Ohren bekommt meine Tochter bei Gustav Schwabs «Sagen des klassischen Altertums», Martin Heideggers «Was ist Metaphysik?», und Platons «Symposion» beschleunigt ihren Atem.

Meine Tochter ist anders. Sie kann warten. Sie sagt, sie gehöre der Generation Karriere an und wolle erst etwas schaffen im Leben. Sie hat keinen Jagd- und Sammeltrieb, und den

sportlichen Ehrgeiz gleichaltriger Mädchen, «die nur mit einem Typen schlafen, um ihn danach fallenzulassen», empfindet sie als albern. Ich erkläre mir ihre Zurückhaltung insgeheim mit dem modernen Sexualkundeunterricht, der in meinen Ohren wie der amtliche Katalog für Geschlechtskrankheiten klingt und mir für sein Thema doch reichlich unsexy vorkommt. Wahrscheinlich aber bin ich selbst der Haupthinderungsgrund, eine peinliche Mutter, die einerseits ungeduldig mit den Füßen scharrt, weil die Tochter den Schritt in die Praxis scheut, andererseits aber ständig danebensteht und aufpasst.

Es war unser letzter Abend in der kroatischen Ferienanlage. Wir zogen unsere schönsten Kleider an, tuschten uns die Wimpern und schlenderten auf die Terrasse zum Abendessen. Zlatko empfing uns wie Prinzessinnen, führte uns an den besten Tisch und servierte allerlei Köstlichkeiten. Nach dem Essen liess ich meine Tochter mit Zlatko allein und ging zum Strand.

Eine halbe Stunde später tauchte sie auf. Sie setzte sich neben mich. Er habe ihr seine Armbanduhr gezeigt, erzählte sie lachend, «ein riesiges Ding, das ein halbes Kilo wiegt. Weisst du, wie alt er ist? Dreissig! So alt!»

«So jung», seufzte ich.

Der Strand schien aufzuatmen in der Stille der Nacht. Sterne funkelten. Abschiedsmelancholie ergriff mich. In ein paar Tagen würde meine Tochter mit schwerem Gepäck nach England fliegen, mitten hinein ins grosse Abenteuer. Wir schwiegen. Blickten in die dunkle Weite. Da sahen wir ihn. Er ging dicht am Wasser, seine schöne Silhouette, beleuchtet vom Mondschein, wurde klein und kleiner. Er entfernte sich auf dem Meeressaum, die Hände in den Hosentaschen, die breiten Schultern ein wenig gebeugt. Bald war er nur noch ein Schatten. Ach. ○

**Volg. Im Dorf Daheim.
In Dallenwil zuhause.**

Käse vom Dorf - rundum gut!

Käsermeister Patrick Odermatt ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Sein Käse ist im Volg Dallenwil (NW) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

Volg
frisch und fründlich

brandinghouse

«Wie in einer Einzelzelle»

Anjelica Huston war siebzehn Jahre mit Jack Nicholson liiert. Hier spricht die Filmschauspielerin über ihren Vater John Huston, das Fremdgehen und den schwindenden Glamour Hollywoods.

Von Sven Michaelsen

Ms Huston, Ihr Vater, John Huston, war Regisseur, Schauspieler, Drehbuchautor, Reporter, Maler, Kunstsammler, Grosswildjäger, Boxer, Glücksspieler, dazu ein grosser Trinker und Frauenheld, der es auf fünf Ehen brachte. Wie hat dieser Hemingway des Kinos auf Ihre Geburt reagiert?

Die Nachricht erreichte ihn mit zwei Tagen Verspätung, weil er in Uganda mit Katharine Hepburn und Humphrey Bogart «African Queen» drehte. Als ihm ein Bote das Telegramm gab, soll er nur gesagt haben: «Es ist ein Mädchen.» Dann arbeitete er weiter.

Als Kind haben Sie Ihren Vater angehimmelt.

Wir lebten auf einem grossen Gut im Westen Irlands. Wenn er uns wegen Dreharbeiten für Monate verlassen wollte, umklammerte ich seine Beine, um ihn am Fortgehen zu hindern. Wenn er weg war, hielt ich meine Nase in den Humidor, in dem er seine Zigarren verwahrte. Auf diese Weise fühlte ich mich ihm nah. Es war eine Liebe, die durch Abwesenheit verklärt wurde.

Als Sie vierzehn waren, warf Ihr Vater Ihnen vor, allzu verführerisch zu tanzen. Darüber kam es zu einem Streit, der Ihre Beziehung für immer veränderte.

Er liess mir ausrichten, ich solle in sein Arbeitszimmer im Herrenhaus kommen. Ich sah, dass er aufgebracht war, begriff aber nicht, was an meiner harmlosen Tanzerei provokant gewesen sein sollte. Plötzlich holte er aus und schlug mir zweimal ins Gesicht, mit voller Wucht. Seit diesem Tag hatte ich immer ein bisschen Angst vor ihm und vermied es, ihm zu nahe zu kommen. Es hat dreissig Jahre gedauert, bis ich mich traute, mit ihm darüber zu sprechen. Er lag mit einem Emphysem im Krankenhaus und brauchte Schläuche mit Sauerstoff in der Nase, um nicht zu ersticken. Er erinnerte die Geschichte vollkommen anders und leugnete, mich geohrfeigt zu haben. Es war, als hätte er ein Drehbuch umgeschrieben. Ich hätte insistieren können – aber welchen Wert hätte es gehabt, einen alten, schwerkranken Menschen, der durch die Hölle geht, mit einer Episode aus meiner Kindheit zu quälen?

Was ist Ihre lebendigste Erinnerung an Ihre Kindheit?

Mein Vater auf der Fuchsjagd. Ich sehe dieses Bild in Technicolor, Rot auf Grün. Das Rot ist das Jackett meines Vaters, das Grün ist die herrliche irische Landschaft. Mein Vater galoppiert an der Spitze, ich bin zwölf Jahre alt und reite ein paar Meter hinter ihm. Und dann gibt es natürlich die Erinnerungen an die Hausgäste meines Vaters: Carson McCullers, Marlon Brando, Peter O'Toole, Montgomery Clift, Gregory Peck. John Steinbeck spielte für uns den Weihnachtsmann.

Wenn Sie etwas ändern könnten an der Art, wie Sie erzogen wurden: Was wäre das?

Ich hätte gerne mitgeredet, als es um die Auswahl von Gouvernanten und Hauslehrern ging. Zu meinen frühesten Erinnerungen gehören Erzieher, die ich nicht mochte. Als ich mit sieben in die Klosterschule der Barmherzigen Schwestern kam, wurde es nicht besser. Ich war eine einsame Träumerin, die in einer Bücherwelt lebte und bis zum zehnten Lebensjahr am Daumen lutschte.

«Jack gab sich nicht mal besondere Mühe, zu verheimlichen, dass er mit anderen Frauen schlief.»

Ihre Mutter, die Balletttänzerin Enrica Soma, war die vierte Ehefrau Ihres Vaters. Als sie 1969 mit neununddreissig bei einem Autounfall starb, waren Sie siebzehn.

Meine Mutter wollte die Muse meines Vaters sein, aber sie merkte sehr schnell, dass er sie fortwährend mit anderen Frauen betrog. Später tat sie es ihm gleich und hatte ebenfalls viele Affären. 1962 bekam mein Vater einen unehelichen Sohn, zwei Jahre später bekam meine Mutter eine uneheliche Tochter. Als sie starb, war sie angeblich auf dem Weg zu ihrem Liebhaber. Unbewusst gab ich meinem Vater die Schuld an ihrem Tod, weil er sie verlassen hatte.

Ihre erste Beziehung hatten Sie mit achtzehn mit dem vierundzwanzig Jahre älteren Modefotografen Bob Richardson, dem Vater des heute berühmten Fotografen Terry Richardson. Ihr Freund litt unter Halluzinationen und war in einer Zwangsjacke in eine Gummizelle gebracht worden, weil er sein Studio zertrümmert hatte. Warum sind Sie vier Jahre mit ihm zusammengeblieben?

Ich hielt es für meine Aufgabe, ihn zu retten, weil ich mich für das verantwortlich fühlte,

was in ihm vorging. Er war manisch-depressiv und schizophr. Ich wollte ihn vor seinen Dämonen beschützen und mit ihm durch Licht und Schatten gehen. Aber Sie können sich noch so sehr anstrengen, Schizophrenie ist mit Liebe und Fürsorge nicht zu heilen.

Die Arme von Richardson verriet, dass er mindestens fünf Suizidversuche hinter sich hatte. Hätte Sie das nicht hellhörig machen müssen?

Ich war zu naiv, um die Gefahren zu erkennen. Die Wunden an seinen Armen waren geheilt, deshalb glaubte ich, er sei geheilt.

Aus Richardson wurde ein zahnloser Penner, der am Strand von Venice lebte. Wusste Ihr Vater, an wen Sie geraten waren?

Er hielt Bob für ein wandelndes Pulverfass, aber Männer dieser Sorte kannte er viele, deshalb hielten sich seine Sorgen in Grenzen. Erst als Ingrid Sischy im *New Yorker* über Bobs Tragödie schrieb, wurde ihm das ganze Ausmass klar.

Von 1973 an führten Sie siebzehn Jahre lang eine On-off-Beziehung mit Jack Nicholson, der wegen seiner zahllosen Frauengeschichten und seines Killerlächelns den Beinamen «Hollywood's baddest boy» hatte. Was hat Sie nach den ersten Wochen an ihm überrascht?

Dass er auch schlichte Seiten hatte. Samstags sass er mit seinen Kumpeln den ganzen Tag mit Bier und Hotdogs vorm Fernseher und guckte Baseball und Basketball. Und wehe, man störte ihn. Da konnte er cholerisch werden.

In Ihren Memoiren schreiben Sie, dass Nicholson während Ihrer gemeinsamen Zeit erfuhr, dass die Frau, die er bis dahin für seine Schwester gehalten hatte, in Wirklichkeit seine Mutter war. Hat ihn das zum Zyniker gemacht?

Nein. Jack konnte schon vorher ziemlich zynisch sein.

Sie haben Nicholson zwei Mal vorgeschlagen zu heiraten. Er wollte nicht. Wann begriffen Sie, dass er chronisch untreu war?

Ich wollte die Liebe seines Lebens sein, ihn heiraten und Kinder von ihm bekommen, aber meine Mädchenträume waren schnell dahin. Jack gab sich nicht mal besondere Mühe, zu verheimlichen, dass er mit anderen Frauen schlief. Auch meine Freundinnen waren nicht tabu für ihn. Wenn ich ihn weinend zur Rede stellte, hiess es: «Ach, das war doch nur ein Mitleidsfick.» Manchmal



«Ich mag Männer erst, wenn sie wirklich erwachsen geworden sind»: Anjelica Huston.

fand ich bei uns ein Schmuckstück, das eine seiner Affären vergessen hatte. Wenn wir ausgingen, trug ich es, um zu sehen, ob jemand Anspruch darauf erheben würde. Zur Rede gestellt habe ich Jack aber nie, denn wer keine Fragen stellt, bekommt auch keine unliebsamen Antworten.

Hatte Nicholson Ihnen Treue versprochen?

Nein, aber man kann seinem Herzen nicht befehlen, mit dem Hoffen aufzuhören – vor allem, wenn man noch in den Zwanzigern ist.

Als Sie Ihrem Vater von Nicholsons Affären erzählten, sagte er mit entnervtem

Blick: «Hör auf zu heulen. Das ist doch völlig unwichtig. Männer machen so was, das bedeutet rein gar nichts. Warum nimmst du dir das so zu Herzen?»

Ich fauchte ihn an, dass ich mich wegen Jacks Betrügereien verachtet fühle, aber für meinen Vater gehörte Fremdgehen zur Natur des Mannes. Er fand, was in den Genen liege, verlange keine Entschuldigung.

Sie hatten dann auch Affären.

Ich wiederholte das Muster, das ich von meiner Mutter kannte: «Wie du mir, so ich dir.»

Wie reagierte Nicholson, als Sie ihn wegen Ryan O'Neal für eineinhalb Jahre verliessen?

Äusserlich hat er sich nichts anmerken lassen. Er hatte deswegen auch nie Streit mit Ryan. Allerdings hörte ich später von Freunden, es habe ihn ziemlich schockiert, von einer Frau verlassen zu werden. Das war Neuland für ihn.

Haben Sie ihn nach seinen Gefühlen wegen O'Neal gefragt, als Sie zu ihm zurückkehrten?

Sie meinen, ich hätte fragen sollen: «Sag mal, Jack, warst du wenigstens eifersüchtig, als ich mich mit Ryan auf und davon gemacht habe?» Niemals! Unter keinen Umständen! Bei so etwas verliert man als Frau den Stolz.

Ihre Beziehung endete, als Rebecca Broussard ein Kind von Nicholson erwartete. Zum Abschied bekamen Sie von Ihrem Freund ein mit Perlen und Diamanten besetztes Armband, das Frank Sinatra einst Ava Gardner geschenkt hatte. Auf der Karte stand: «Dies sind Perlen von deinem Schwein.» Wie ist Ihr Verhältnis heute?

Es gab Jahre der Distanz, aber inzwischen sind wir Freunde.

Können Sie erklären, warum Sie zeitlebens mit Männern liiert waren, die dramatisch älter waren als Sie?

Die Psychologen, die in Talkshows per Ferndiagnose die Probleme anderer Leute in neunzig Sekunden erklären, würden wahrscheinlich von einem schweren Vaterkomplex sprechen. Ich sehe das anders. Ich mag ältere Männer, weil sie Erfahrung haben, weil sie Entscheidungen getroffen haben, weil sie keine Wischiwaschi-Typen sind, die heute dies und morgen das wollen. In einem Satz gesagt: Ich mag Männer erst, wenn sie wirklich erwachsen geworden sind. Und ist es nicht so, dass viele Männer mit fünfzig tausendmal schöner sind als mit zwanzig?

Die Männer, die in Ihren Memoiren auftauchen, jagen wie besessen Frauen hinterher, die zwanzig, dreissig Jahre jünger sind. Verstehen Sie das?

Wollen Sie sagen, dass die Männer, die nicht in meinen Memoiren auftauchen, etwas anderes tun? Es scheint für Männer ein genetischer Imperativ zu sein, jungen Mädchen nachzusteigen und sie zu schwängern. Dieses Naturgesetz ist nicht auf die menschliche Rasse beschränkt. Meine Katzen sind genau gleich. Manchmal scheint mir, das Streben nach Jugend sei der grösste Quell männlicher Inspiration.

Seit Demi Moore und Ashton Kutcher ist es en vogue, dass Frauen mit bedeutend jüngeren Männern liiert sind.

Demi Moore ist nicht mein Kompass. Sie hat einen Trend ausgelöst, aber die Beziehung zwischen Menschen sollte keinen Trends folgen.

Tom Cruise lässt sich Gesichtsmasken mit Nachtigall-Exkrementen anmischen, an

Demi Moores Körper saugen Blutegel, das israelische Model Bar Refaeli pflegt sein Gesicht mit Goldpaste. Werden Sie lässig alt?

Ich warte meinen Körper so, wie man ein in die Jahre gekommenes Auto wartet, das einem lieb und teuer ist. Man sollte allerdings darauf achten, dass man mehr Zeit mit dem Fahren verbringt als mit der Wartung.

Wenn Sie auf die Siebziger und die Achtziger zurückschauen: Wie hat sich das Star-Leben verändert?

Jack und ich hatten nicht das Gefühl, unter einem Mikroskop zu leben. Wir mussten auch nicht fürchten, von Kamera-Drohnen ausgespäht zu werden. Twittern, um Publicity zu kriegen? Das hätten wir stilllos gefunden. Heute teilen uns Schauspieler so viel Intimes über sich mit, dass sie uns nach ein paar Wochen nicht mehr interessieren.

Schaut man sich auf Bahnhöfen oder Flughäfen die Auslagen der Kioske an, könnte man meinen, zwei Drittel aller Zeitschriften hätten Filmstars auf dem Cover.

Von welchen Filmstars sprechen Sie? Filmstars gehören der Vergangenheit an, es gibt sie nicht mehr. Heute geht es um zwei Fragen: Wie viele Menschen kennen dich? Und wie viele wollen dich kennenlernen? Ich verstehe ja, dass man auf der Titelseite ein bekanntes Gesicht zeigen möchte, aber warum müssen es immer dieselben vier, fünf Gesichter sein? Ist jemand weg vom Fenster, hört man nie wieder etwas über ihn. Nehmen Sie Demi Moore. Haben Sie über die in letzter Zeit etwas gelesen? Nichts! Seit Ashton Kutcher sie verlassen hat, ist sie ein Niemand. Das ist ganz schön traurig, denn sie ist keine schlechte Schauspielerin. Und jetzt gibt es sie auf einmal nicht mehr, nur weil ein junger Kerl sie verlassen hat? Das ist hässlich!

Wie hat sich das Gesellschaftsleben in Hollywood verändert?

Es gibt in Hollywood kein Gesellschaftsleben mehr. Das Einzige, was es noch gibt, sind kleine, intime Dinnerpartys in Privathäusern. Oder möchten Sie zu einer Party gehen, die von Firmen gesponsert wird? Der Gezeitenwechsel begann 1993 mit dem Tod von Irving «Swift» Lazar. Unter Swiftys Herrschaft trafen sich Jung und Alt, Superstars und *wannabes*, altes und neues Geld. Man kam in einen Raum und sah Fred Astaire mit David Hockney und Frank Sinatra zusammenstehen. Es gab Intelligenz, Bildung, Eleganz, Manieren. Wir reden hier von Menschen wie Mike Nichols, Billy Wilder, Elia Kazan und William Wyler. Grossartige Zeiten!

Wie verbringen junge Hollywood-Schauspieler die Abende?



«Wie du mir»: mit Jack Nicholson, 1986.

Keine Ahnung. Erzählen Sie's mir. Ich liege dann schon lange im Bett. Es hat den Anschein, diese Leute verbringen ihre Abende damit, auch dann noch Auto zu fahren, wenn sie's besser seinlassen sollten. Ständig sieht man Bilder, wie diese Leute wegen Alkohol oder Drogen verhaftet werden. Ich verstehe nicht, wieso die sich keinen Chauffeur nehmen.

Sie stehen seit achtundvierzig Jahren vor Kameras. Wie hat sich die Atmosphäre am Set verändert?

Der Respekt unter Kollegen ist deutlich kleiner geworden, weil es heute so viele übersteuerte Egos gibt. Beim Dreh von «Der Kindergarten-Daddy» legte Eddie Murphy höchsten Wert darauf, stets als Letzter am

«Ich bin eher wie ein ängstlicher Krebs, der sich in sein Gehäuse verkriecht.»

Set zu erscheinen. Da es sehr heiss war, fragte ich ihn, ob wir nicht gleichzeitig unsere klimatisierten Wohnwagen verlassen könnten. Er schüttelte den Kopf und sagte: «Ladies first.»

Es gibt Schauspieler, die sich nur lebendig fühlen, wenn sie das Rotlicht einer Kamera sehen. Gehören Sie dazu?

In meinen Dreissigern hätte ich jetzt vielleicht genickt, heute nicht mehr. Die Schauspielerei ist für mich keine Notwendigkeit mehr, denn die Rollen, die man mir anbietet, sind nicht gerade aufregend – Herzklopfen ist etwas anderes. Deshalb schreibe ich Drehbücher und werde wieder als Regisseurin arbeiten.

Wie sieht Ihr Alltag aus?

Ich wache früh auf. Ob von selbst oder weil meine Hunde wach werden, weiss ich nicht. Nach dem Frühstück gehe ich zum Yoga, anschliessend mache ich mein Workout. Am Nachmittag stehen Meetings und Telefonate an. Wenn das erledigt ist, nehme ich mir ein Drehbuch vor.

Wann stehen Sie auf?

Um sieben.

Für Los Angeles ist das spät.

In den Jahren mit Jack bin ich zwischen halb elf und elf aufgestanden. Das können Sie spät nennen.

Was sind Ihre guilty pleasures?

Schokolade, den Sonntag im Bett verbringen und Reality-TV. Sündiger wird es nicht.

Was hätten Sie im Rückblick gern anders gemacht?

Ich wünschte, ich hätte mehr Energie gehabt, um zupackender zu sein und mehr aus meinem Leben rauszuholen. Keine Ahnung, wie man es schafft, mehr Energie zu haben, aber ich bewundere zum Beispiel Menschen, die mal hier und mal dort leben. Dieser Aufbruchswille hat mir immer gefehlt. Ich bin eher wie ein ängstlicher Krebs, der sich in sein Gehäuse verkriecht.

Haben Sie etwas versäumt?

Es wäre Masochismus, mit über sechzig zu sagen, ich hätte an bestimmten Punkten rechts statt links abbiegen sollen. Wer weiss, vielleicht hätte rechts etwas Fürchterliches auf mich gewartet. Heute bin ich ein Haus mit vielen Zimmern. Einige Türen führen in dunkle Räume mit Verlust, Schmerz und Einsamkeit. Andere Türen öffnen den Blick auf treue Freunde und meine Ranch mit meinen Tieren. **1992 haben Sie mit neununddreissig den mexikanischen Bildhauer Robert Graham geheiratet. Seit 2008 sind Sie Witwe.**

Mein Mann litt an einer seltenen Nierenkrankheit. Die Ärzte fanden kein Mittel, das geholfen hätte. Nach seinem Tod heilte die Zeit gar nichts. Es gab nur noch identische Stunden. Ich fühlte mich wie in einer Einzelzelle, deren Wände aus Spiegeln bestehen. Früher trugen Witwen einen Schleier. Das war ein kluger Brauch. Man möchte nicht, dass einem jemand ins Gesicht schaut, weil man sich hautlos fühlt.

Sie schreiben in Ihrem Buch, dass Sie keine Kinder bekommen konnten. Ist das eine offene Wunde?

Nicht mehr.

Suchen Sie einen Partner, oder ist das Allheilmittel gegen Einsamkeit Alleinsein?

Ich hoffe nicht, dass die Einsamkeit das letzte Wort hat. Es gibt da einen Mann, fast schon ein Jahr lang. Es ist aber noch zu früh, um sagen zu können, ob wir ein Paar sind.

Anjelica Huston: Das Mädchen im Spiegel. Rowohlt. 688 S., Fr. 35,90



VIP-Spezial: Thunerseespiele 2015

«Romeo und Julia» in den Schweizer Alpen

Erleben Sie die berühmteste Liebesgeschichte aller Zeiten einmal ganz anders: als bewegendes Open-Air-Musical vor atemberaubender Alpenkulisse. Und logieren Sie mit Seeblick als VIP im Vier-Sterne-Superior-Hotel «Eden Spiez».

Als William Shakespeare 1597 «Romeo und Julia» vollendete, hätte er es sich kaum träumen lassen, dass die legendäre Liebestragödie dereinst als Musical inmitten der Schweizer Alpen aufgeführt werden würde.

Diesen Sommer ist es so weit: Der grosse Klassiker der Weltliteratur wird erstmals als Musical unter freiem Himmel in der Schweiz aufgeführt. Das Liebespaar verkörpern der Schotte Dirk Johnston und die in Wien aufgewachsene Schweizerin Iréna Flury.

Für den perfekten Rahmen sorgt das Viersterne-Superior-Hotel «Eden Spiez».



Im exklusiven Zimmer geniessen Sie den Blick auf den Thunersee und die Berner Alpen, und im Belle-Epoque-Restaurant werden Sie mit regionalen Spezialitäten und raffinierten Gerichten verwöhnt.

Platin-Club-Spezialangebot

Thunerseespiele, 8. Juli bis 22. August 2015:
«Romeo und Julia – das Musical»

Leistungen:

- Eine Übernachtung inkl. Frühstücksbuffet
- Kuchen am Nachmittag
- 3-Gang-Dinner
- Ticket 1. Kategorie inkl. Transfer

Preise pro Person:

Fr. 380.– im DZ / Fr. 440.– im EZ

VIP-Spezial, 15., 16. und 22. Juli 2015:

zum Aufpreis von Fr. 60.– (pro Person)

- Gedeckte Loge und Backstage-Führung
- Dinner im Musical-Restaurant am See (buchbar bis 20. Juni 2015)

Buchung:

Reservieren Sie unter Tel. 033 655 99 00 oder welcome@eden-spiez.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche Platin-Club» angeben.

Veranstalter:

Hotel «Eden Spiez», Spiez
www.eden-spiez.ch / www.thunerseespiele.ch

www.weltwoche.ch/platinclub





Auslosung der Qualifikationsspiele für die WM 1986 in Mexiko: 1983 in Regensburg.



In Südafrika, 2005.



Mit Tochter und Enkelin, 2001.



In der Münchener Allianz-Arena, 2005.



Mit US-Präsident Obama, 2009.



Experten-Delegation (Blatter, Mitte, Erich Vogel, z.v.l.), 1977.

Das Monument

Von Daniele Muscionico

Es ist alles falsch, was über Joseph S. Blatter geschrieben wurde in diesen Tagen, in welchen der Gnom aus Obergoms durchs Stahlbad ging. Joseph S. Blatter, besser bekannt als «mi-temps»-Blatter (Halbzeit-Blatter) – so sagen ihm seine Freunde in der Studentenverbindung Helvetia – Joseph S. Halbzeit-Blatter ist monogam.

Er war in seinem Leben nicht dreimal verheiratet. Einmal getraut ist er, nur einmal verheiratet, und sein Ehebund währt in alle Ewigkeit. Wir haben nach seiner Wiederwahl am letzten Freitag eine erste Ahnung davon bekommen. Eine Ahnung von der Beständigkeit seines Lebensbundes mit der Fifa. Fifa, die Firma für eigene Angelegenheiten.

Das Leben des «mi-temps»-Blatter ist ein Märchen aus 1001 Nacht. Es ist das Märchen vom Amateurfussballer und ewigen Sekretär, der zum Monarchen eines Imperiums wird, das er selber erfindet. Ein Beinarbeiter wird Öffentlichkeitsarbeiter wird Welt-herrscher. Und wie macht er das? Indem er alle zu seinen Freunden macht. Horst Dassler, den Sohn von Adidas-Dassler, als Ersten. Ohne ihn wäre Joseph S. Blatter heute? Joseph S. Blatter. Doch Joseph S. Blatter ist heute ein Monument.

Wo Blatter ist, müssen Freunde herrschen. Wo er ist, spielt die Musik. Und wenn nicht, spielt er sie selber. Das ist heute so und war damals so, als Blatter erst nach den süßen Trauben griff. Damals, 1998 im «kleinsten Weinberg» des französischen Priesters Abbé Pierre in Saillon. Da griff er als Fifa-Generalsekretär zur Trompete, um der Welt mitzuteilen, was Grosses auf sie zukommen würde. Denn Joseph S. Blatter tut, wo er kann, Gutes, und wo er nicht kann, tut er es nicht. So oder so, er lässt seine Schalmei dazu klingen.

Im Oval Office in Washington verteilt er Kleiderspenden, T-Shirts für Obamas zwei Töchter; in Cape Town wird er dem elternlosen Fredeline Jonkes in einem SOS-Kinderdorf das schönste Erlebnis seiner traurigen Kindheit gönnen, einen Kuss auf eine Schweizer Wange; die Allianz-Arena in München eröffnet Blatter mit einem symbolischen Freistoss – und tritt symbolisch daneben, um seine Sympathie für den Frauenfussball zu beteuern. Und im Sultanspalast in Kuala Lumpur empfängt er vom malaysischen Fussballverband einen königlichen Titel und ist damit – was? Er ist jetzt sein eigenes Denkmal.

Festgefügt in der Erde stand das Monument. Lex Fifa? Rex Fifa!



Mit Freundin Linda Barras, Mai 2015.



In der Romandie, 1998.



In Kuala Lumpur, 2011.

Bestseller

Belletristik

- 1 (2) **Lori Nelson Spielman:** Nur einen Horizont entfernt (*Fischer Krüger*)
- 2 (1) **Donna Leon:** Tod zwischen den Zeilen (*Diogenes*)
- 3 (4) **Martin Suter:** Montecristo (*Diogenes*)
- 4 (5) **Martin Walker:** Provokateure (*Diogenes*)
- 5 (3) **Ruth Schweikert:** Wie wir älter werden (*S. Fischer*)
- 6 (6) **Andrea Camilleri:** Das Spiel des Poeten (*Bastei Lübbe*)
- 7 (8) **Blanca Imboden:** Matterhörner (*Wörterseh*)
- 8 (7) **Viveca Sten:** Tod in stiller Nacht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 9 (–) **Milena Moser:** Das Glück sieht immer anders aus (*Nagel & Kimche*)
- 10 (–) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)

Sachbücher

- 1 (5) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 2 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 3 (3) **Per J. Andersson:** Vom Inder, der auf dem Fahrrad ... (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 4 (2) **Thomas Gottschalk:** Herbstblond (*Heyne*)
- 5 (4) **Thomas Maissen:** Schweizer Heldengeschichten ... (*Hier und Jetzt*)
- 6 (10) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 7 (7) **Joachim Bauer:** Selbststeuerung (*Blessing*)
- 8 (–) **Andrea Pirlo, Alessandro Alciato:** Ich denke, also spiele ich (*Riva*)
- 9 (8) **Eben Alexander, Ptolemy Tompkins:** Vermessung der Ewigkeit (*Ansata*)
- 10 (6) **Mahtob Mahmoody:** Endlich frei (*Lübbe*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Kunststudenten

Eine Werbeaktion für die Diplomausstellung der Zürcher Hochschule der Künste sorgt schulintern für einen Aufruhr. Auf Flyern ist unter anderem Ex-Miss-Schweiz Christa Rigozzi mit einem Kussmund abgebildet, was hundert Studenten und Dozenten in einem Protestbrief als «eine Wiedergabe der rassistischen und sexistischen und stereotypisierenden Bildsprachen der europäischen/westlichen Pressefotografie» verurteilen. Vielleicht haben die empörten Studenten noch nicht gelernt, dass die gesamte Kunstgeschichte eine Geschichte der Grenzüberschreitungen ist. Oder aber sie sind einfach nur vorausschauend und ebnen sich angesichts der prekären Einkommenssituation von Künstlern bereits das Feld für lukrativere Tätigkeiten: als Mitarbeiter von Gleichstellungsbüros, Antirassismuskommis-sionen oder Integrationsfachstellen. (rb)

Literatur

Die Akte Jean-Jacques Rousseau

Wurde der Philosoph und Autor des «Gesellschaftsvertrags» Opfer eines Gewaltverbrechens? Eine neue DNA-Analyse soll letzte Zweifel beseitigen. *Von Adrian Lobe*

War es ein Schlaganfall, Suizid – oder gar ein Mordanschlag? Die Frage, unter welchen Umständen der berühmte Philosoph Jean-Jacques Rousseau ums Leben kam, konnte bis heute nicht geklärt werden. Schon kurz nach seinem Ableben schossen Spekulationen über ein Mordkomplott ins Kraut. Bis ins 20. Jahrhundert rätselte die Öffentlichkeit über die Todesursache. Nun, mehr als 200 Jahre nach Rousseaus Tod, könnte der Fall eine neue Wende erhalten. Ende April wurde im Auktionshaus Christie's in London ein zehneitiges Manuskript von Rousseau versteigert. Darin enthalten: ein Haar des Philosophen. Eine DNA-Analyse der Haarprobe könnte das Rätsel um den Tod endgültig klären. Und die Frage beantworten, ob die sterblichen Überreste, die 1794 ins Panthéon übergeführt wurden, auch wirklich jene des Philosophen sind. Daran gab es immer wieder Zweifel.

Am 2. Juli 1778, gegen zehn Uhr, stirbt der Autor des «Contrat social» im Schloss des Marquis de Girardin in Ermenonville. Den pittoresken Landsitz in einem Vorort nördlich von Paris hat er seit zwei Monaten bewohnt. Am Morgen des 2. Juli war Rousseau wie gewohnt früh aufgestanden und hatte einen Spaziergang im Park gemacht. Gegen acht Uhr kehrte er zurück. Er frühstückte und zog sich mit seiner langjährigen Lebensgefährtin Thérèse Levasseur zurück. Thérèse, eine nicht sonderlich attraktive Erscheinung, stammte aus einfachen Verhältnissen, sie konnte weder lesen noch schreiben; die Beziehung der beiden wurde als Mesalliance bezeichnet. Um zehn Uhr wird der Gastgeber, Monsieur de Girardin, von lauten Schreien aufgeschreckt. Er betritt das Zimmer und sieht den leblosen Körper Rousseaus am Boden liegen. Thérèse an seiner Seite, blutüberströmt. Rousseau ist tot.

Der Magen enthielt nur Café au lait

Der Marquis ruft einen Arzt herbei und ordnet eine Autopsie an, so wie es der Philosoph in seinem Testament festgeschrieben hatte. Am nächsten Tag fertigt der Bildhauer Houdon eine Totenmaske an. Als er von der Todesnach-

richt hört, eilt der Genfer Journalist Corancez, ein enger Freund Rousseaus, nach Ermenonville. Vom Postboten erfährt er, Rousseau habe sich mit einer Pistole das Leben genommen. In sein Tagebuch notiert er später, er sei von den Anwesenden vor dem Anblick des Toten gewarnt worden.

Die Autopsie ergibt, dass sich im Hirn eine «beträchtliche Menge Flüssigkeit (acht Unzen)» angesammelt hat und die Stirn angebrochen ist – die mögliche Folge eines Sturzes. Die ersten Untersuchungen deuten auf eine natürliche Todesursache hin. Der Chirurg Monsieur de Casterès schreibt in seinem Abschlussbericht: «Die Untersuchung der äusseren Partien des Körpers haben uns einen Verband sehen lassen, der indiziert, dass M. Rousseau zwei geringfügige Leistenbrüche hatte, von denen wir später sprechen werden. Der Rest des Körpers wies nichts Unnatürliches auf; keine Flecken, keine Pusteln, keine Hautflecken, keine Verletzungen. [...] Der Magen enthielt nur Café au lait, den M. Rousseau für gewöhnlich um sieben Uhr morgens mit seiner Frau einnahm.»

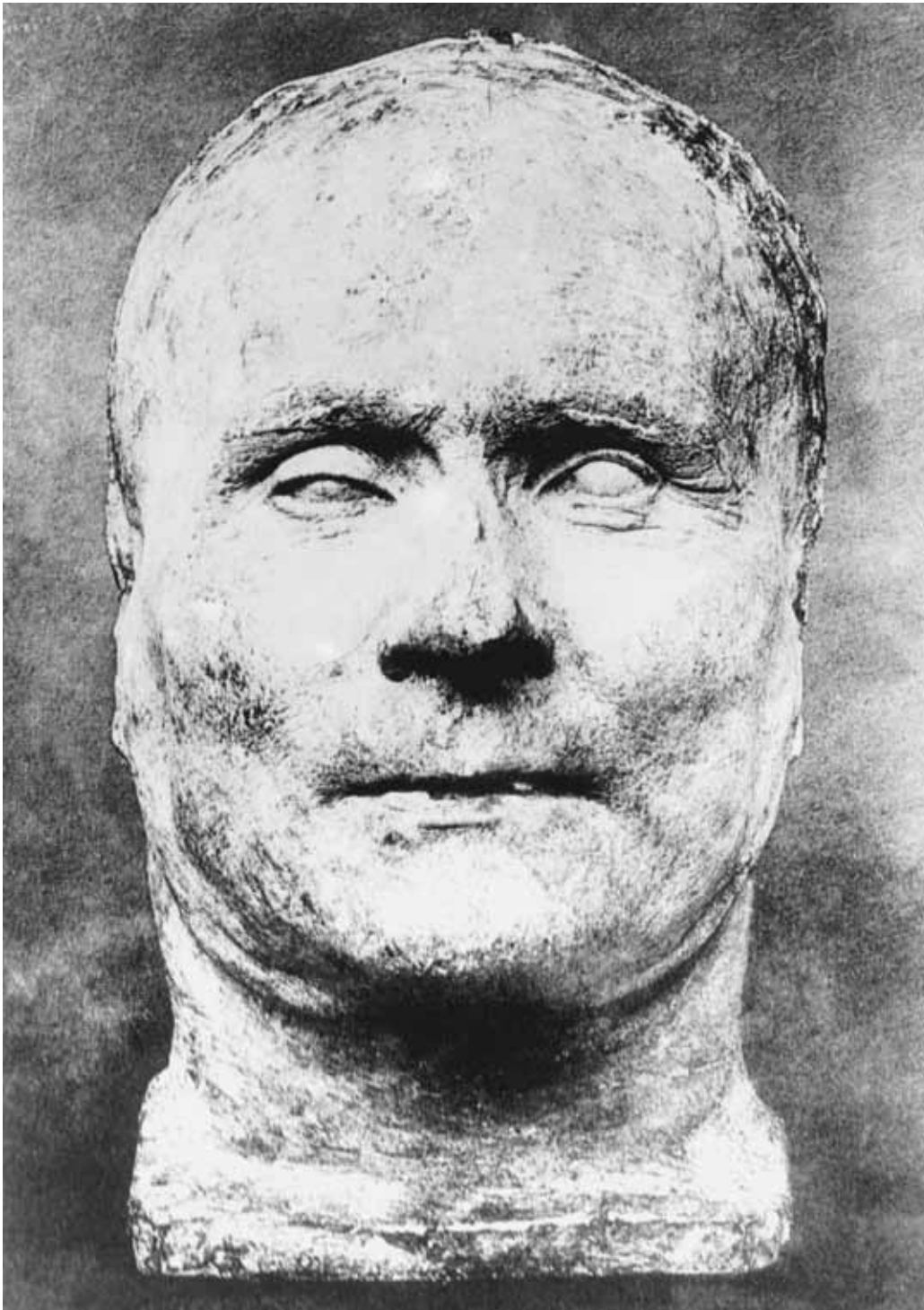
Doch an dem Bericht gibt es Zweifel. Der Chirurg Le Bègue, der bei der Autopsie zugegen war, streut in einem Notat Gerüchte über einen möglichen Selbstmord. Genährt wird diese These von zwei Briefen, in denen Rousseau sich als Apologeten des Suizids zu erkennen gibt und von einer Liebschaft Thérèses mit einem Stallburschen des Marquis berichtet. Der gramgebeugte Philosoph habe sich aus Kummer das Leben genommen. Der Sohn des Marquis glaubt jedoch nicht an einen Selbstmord. Am 8. Juni 1824 schreibt er



Mesalliance: Rousseau mit Gattin Thérèse.

einen langen Brief an den Schriftsteller Alfred de Musset-Pathay, in dem er mit kriminalistischer Sorgfalt jedes Detail analysiert. Darin bringt er die Möglichkeit eines Giftanschlags ins Spiel – jemand könnte Rousseau Dioxin in den Morgenkaffee gemischt haben.

Der Schlosspark in Ermenonville, wo Rousseau beigesetzt wird, wird in der Folge Pilgerort nicht nur für die *petites gens*, sondern auch für die Grossen: Marie Antoinette, Robespierre



Säulenheiliger der Französischen Revolution: Totenmaske Rousseaus.

und der junge Bonaparte geben sich die Ehre. Rousseau sollte auch ihr Schicksal mitbestimmen – er hatte die Lunte zur Revolution gelegt. Am 11. Oktober 1794, dem 20. Vendémiaire im französischen Revolutionskalender, dekretiert das Direktorium, den Sarg ins Panthéon nach Paris überzuführen. Der Säulenheiliger der Französischen Revolution soll in die Ruhmeshalle gebracht werden, wo die Nation eine Art aufgeklärten Totenkult betreibt.

Im Jahr 1864 behauptet der Erzbischof von Paris, das Grab von Rousseau im Panthéon sei leer. Victor Hugo macht in seinem Werk «William Shakespeare» Anspielungen, die Knochenreste seien in einem Feld von Bercy vom Marquis de Puymaurin nach der Rückkehr

der Bourbonen verstreut worden. In Paris verbreitet sich die Fama, der Marquis de Girardin habe einen Sarg voller Schafsknochen ins Panthéon schicken lassen – Rousseaus Gebeine lägen in Ermenonville. Eine unwürdige

In Paris verbreitet sich die Fama, man habe einen Sarg voller Schafsknochen ins Panthéon schicken lassen.

Debatte. Um die Spekulationen zu beenden, ordnet die Regierung 1897 die Öffnung des Sargs an. Das Bildungsministerium setzt eine Kommission ein, die mit der Authentifizierung des Grabs betraut wird. Der zuständige

Arzt Berthelot entdeckt keine letale Anomalie oder Fraktur – Körper und Kopf sind intakt. Was nichts heissen muss, schliesslich könnte Rousseau ja auch vergiftet worden sein.

1912, im 200. Geburtsjahr Rousseaus, sorgt eine neue Studie für Aufsehen: Der Arzt Julien Raspail stellt bei einer Untersuchung der Totenmaske verdächtige Wunden und Gehirnverletzungen fest, die keine Folge des Sturzes sein können und den Schluss zulassen, dass Rousseau keines natürlichen Todes starb. Wurde Rousseau Opfer eines Gewaltverbrechens? Bis heute rätseln Forscher über die genauen Umstände.

Mordkomplott gegen Rousseau?

Nikolai Kopanev, der Direktor der Voltaire-Bibliothek in Sankt Petersburg, behauptete, im Besitz von Dokumenten zu sein, die belegen sollen, dass Voltaire und Katharina II. ein Mordkomplott gegen Rousseau geschmiedet hätten. Doch warum hätte der greise Voltaire seinen ewigen Rivalen umbringen lassen sollen, an dem er sich zeitlebens publizistisch abarbeitete? Ausserdem: Voltaire segnete bereits zwei Monate vor Rousseaus Tod das Zeitliche – er hätte in die finalen Planungen gar nicht mehr eingeweiht sein können.

Aber sollte Rousseau wirklich ermordet worden sein, bliebe die Frage nach dem Täter und dem Motiv. Wer hätte den Philosophen aus welchem Grund umbringen sollen? Ein Royalist, dem Rousseaus gesellschaftliche Vorstellungen zu radikal erschienen? Ein Agent? Rousseau war zeitlebens auf der Flucht gewesen. Seine Werke wurden verboten und öffentlich verbrannt (wie der «Contrat social» in Genf), das Parlement de Paris erteilte einen Haftbefehl. Bei Rousseaus Aufenthalt in Grossbritannien, wo er sich mit David Hume traf, versuchte man, ihn als gefährlichen Aggressor zu diskreditieren.

Bernard Cottret, Autor einer Biografie über Rousseau, glaubt nicht an die Hypothese eines Mords: «Im Moment seines Verschwindens stellte Rousseau keine ernsthafte Gefahr mehr für die französischen und britischen Geheimdienste dar.» Der Schriftsteller stand unter Hausarrest – er hätte jederzeit verhaftet werden können – und war zudem mit einem Publikationsverbot belegt. Als Täter käme allein seine Frau Thérèse in Frage. Sie war als Einzige mit Rousseau im Salon und hätte auch ein Motiv gehabt – Habgier. Nach Rousseaus Tod wurde sie Universalerbin.

Der Fund einer Haarsträhne im Rahmen der Londoner Auktion hat die Diskussion neu entfacht. «Die Affäre Jean-Jacques Rousseau flackert wieder auf», titelte *Le Figaro* in der Literaturbeilage kürzlich. Die DNA-Analyse könnte endgültige Klarheit über die Todesursache bringen – und die Akte Jean-Jacques Rousseau schliessen.

Top 10

Knorrs Liste

1	Das ewige Leben	★★★★☆
	Regie: Wolfgang Murnberger	
2	Woman in Gold	★★★★☆
	Regie: Simon Curtis	
3	Mad Max: Fury Road	★★★★☆
	Regie: George Miller	
4	Chef	★★★★☆
	Regie: Jon Favreau	
5	Shaun the Sheep Movie	★★★★☆
	Regie: M. Burton/R. Starzak	
6	A World Beyond	★★★☆☆
	Regie: Brad Bird	
7	A Little Chaos	★★★☆☆
	Regie: Alan Rickman	
8	Ex Machina	★★★☆☆
	Regie: Alex Garland	
9	Avengers: Age of Ultron	★★★☆☆
	Regie: Joss Whedon	
10	San Andreas	★★★☆☆
	Regie: Brad Payton	

Kinozuschauer

1 (-)	San Andreas (3-D)	16791
	Regie: Brad Peyton	
2 (1)	Pitch Perfect 2	8048
	Regie: Elizabeth Banks	
3 (2)	Mad Max: Fury Road (3-D)	7357
	Regie: George Miller	
4 (-)	Poltergeist (3-D)	3999
	Regie: Gil Kenan	
5 (-)	Woman in Gold	3494
	Regie: Simon Curtis	
6 (3)	Tomorrowland	3462
	Regie: Brad Bird	
7 (4)	The Longest Ride	1998
	Regie: George Tillman Jr.	
8 (7)	Ostwind 2	1947
	Regie: Katja von Garnier	
9 (6)	Get Hard	1752
	Regie: Etan Cohen	
10 (5)	Avengers: Age of Ultron (3-D)	1656
	Regie: Joss Whedon	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Herz aus Stahl (Sony)
2 (2)	Der Hobbit – Die Schlacht ... (Warner)
3 (3)	The Best of Me (Ascot Elite)
4 (-)	Mordecai (Ascot Elite)
5 (4)	Der grosse Trip – Wild (Fox)
6 (5)	Let's Be Cops – Die Partybullen (Fox)
7 (6)	Interstellar (Warner)
8 (7)	Der Hobbit – Trilogie (Warner)
9 (10)	Die Tribute von Panem (Impuls)
10 (8)	Die Entdeckung der ... (Universal)

Quelle: Media Control



Zackig-feuriges Flamenco-Gewetze: Geronimo (Céline Sallette).

Kino

Pausenloser Kick-down

«West Side Story» zwischen Türken und Zigeunern in Südfrankreich: «Geronimo» macht gewaltig Dampf.
Von Wolfram Knorr

Da rennt sie atemlos dahin, und man ahnt, worum es geht, schliesslich trägt sie noch das Hochzeitskleid: um eine Zwangsehe, aus der sie ausbüxt; ihre wahre Liebe kommt mit dem knatternden Moped. Eine solche Rebellion kann nicht gutgehen, so wenig wie bei «Romeo und Julia» oder, gesungen und tänzerisch, in der «West Side Story». Auch in der industriellen Ödnis Südfrankreichs, in den Fabrikschutt-Banlieues, ist es nicht anders. Die hübsche Türkin Nil Terzi liebt den Zigeuner Lucky Molina und nicht den Kerl, den ihre Brüder ihr aufgezwungen haben. Die aber sehen rot, und Luckys Sippschaft auch. Die Temperamente lodern und werden, kurz bevor es zu Messerattacken kommt, in exzentrischen Tanz- und Musikfeuerwerken weggefunktelt. Eine Sozialarbeiterin genannt Geronimo (Céline Sallette), die auf den Strassen für Ordnung zu sorgen versucht, gerät zusätzlich zwischen die dickfelligen Familien und versucht zu vermitteln bis sie eingreift und das Liebespaar, um es dem masslosen Zorn der prinzipienbesessenen Parteien zu entziehen, versteckt. Geht natürlich nicht gut, und es wird gedroht, gerauft, gerülpelt und gerempelt, und das meist im zackig-feurigen Flamencogewetze.

Da kann man ins Schleudern kommen. In unserer Neigung, alles zu schubladisieren, weiss man nicht recht, welche Schublade Tony Gatlif für seine exaltierte Lovestory ausgeguckt haben

könnte. Auch wenn Geronimo sich auf den Strassen junger Bälger annimmt, um sie nicht kriminell werden zu lassen, steht Sozialkritisches nicht im Vordergrund, auch keine Romantik, und Erbauung schon gar nicht. Alles verströmt in einem emotionalisierten Stimmungsrusch, der roh und wüst aufschäumt und die Seelen schrubbt. Gatlif verquirlt ungebändigtes Temperament. In unseren Zeiten der Anpassung ist «Geronimos» rassiges Geschmetter ein Aufschrei gegen jede Unterwerfung, jeden Opportunismus. Das ist sympathisch, kann aber auch ziemlich nerven.

Tony Gatlif, in Algerien geboren, halb Kabyle (ein Berber), halb Zigeuner, ist ein Outcast im Gewerbe. Nur wenigen dürfte er bekannt sein, obwohl er an die zwanzig Filme und Videoclips (unter anderem für Stephan Eicher) gedreht hat. Treibstoff des Grand Magician Gatlif ist immer die Kultur der Zigeuner mit der Musik als pausenlosem Kick-down («Transylvania», 2006). Ein Berserker, ein Drauflosgänger, der Film auch als Körperkunst versteht. Das ist nicht jedermanns Sache und kann schnell für pompöse Schmachtfetzerei gehalten werden. In einem Interview erklärte er, dass «Geronimo» anders als seine früheren Filme sei; er habe sich freier gefühlt. Seltsam, denn Drehort und Dekor, ein altes, verlassenes Metallwerk in der Nähe von Saint-Étienne, wirken eher eng: die Wände voller Graffiti, der Boden Schutt, die

Hallen düster, als wären es die Kulissen einer Guckkastenbühne. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Bouboule — Kevin wiegt über hundert Kilo, lebt mit Mutter und Schwestern in schwierigen Verhältnissen, wird gemobbt, als Fettsack («bouboule») verspottet und schliesst sich dubiosen Sicherheitstypen mit Nazi-Neigung an. Die nehmen ihn (scheinbar) ernst. Was der schweizerisch-belgische Regisseur Bruno Deville mit dem grossartigen David Thielemans als Kevin inszeniert, ist psychologisch brillant. Nur das Problem des Übergewichts wirkt aufgesetzt. Auch ein Schlanker kann an die falschen Typen geraten. ★★★☆☆

Child 44 — Ein Mörder, der in düsterer Stalinzeit Kinder in Serie killt, wird dem linientreuen Offizier Leo Demidow und seiner Frau Raisa zum Verhängnis. Indem der karrieresüchtige Wassili sie unerbittlich verfolgt, wird ihr Leben in Sibirien zum Albtraum. Tom Rob Smiths brillanter Reisser, motiviert durch die «Bestie von Rostow», jenen Serienmörder, der in den achtziger Jahren wütete, erzählt im Grunde eine verklausulierte Dreiecksstory (Wassili ist scharf auf Raisa, die aber hält zu Leo, worauf Wassili Leo aus dem Weg schaffen will). Klar, dass der Bestseller mit seinem bleiern-düsteren Stalin-Ambiente verfilmt werden musste. Doch



Enttäuschend: «Child 44».

Fragen Sie Knorr

Über «Mad Max» war zu lesen, man habe bei den Actionszenen wieder zu alten Stunts gegriffen und zu realen Stuntmen. Auch von der neuen «Mission: Impossible» und von «Star Wars» wird das behauptet. Ist das nicht komisch im Zeitalter der Digitalisierung? P. W., Winterthur



Es gibt eine Menge Gründe, die Pixeleien zu reduzieren. Ursprünglich war man davon ausgegangen, sie wären wirtschaftlicher, als ein Statistenheer zu bewegen. Längst ist die Digitali-

das Ergebnis ist enttäuschend. Daniel Espinosa (Regie) und Richard Price (Drehbuch) wollten zu viel, statt wie in der Vorlage das Verhältnis zwischen Leo und Wassili in den Mittelpunkt zu stellen. Mit Tom Hardy (Leo) und Noomi Rapace (Raisa). ★★★☆☆

Spy — Melissa McCarthy ist das Hollywood-Kontrastprogramm: reichlich mollig. Damit wurde sie zum Star, vor allem im TV («Mike &



Im Fäkalbereich: «Spy» mit Melissa McCarthy.

Molly»). Was sie allerdings hier als CIA-Agentin, die einen Waffenhändler ring sprengen soll, bietet, ist nur noch flach, ihre verbalen Äusserungen tief im Fäkalbereich sind nur noch öde. Mit Wehmut erinnert man sich der Zucker-Klamotten wie «Top Secret!» (1984), Feuerwerke genialer Einfälle. ★★★☆☆

Hedi Schneider steckt fest — Hedi Schneider (Laura Tonke) ist eine rundum handfeste Natur, die so schnell nichts erschüttern kann. Sie hat mit ihrem Freund Uli (Hans Löw) und dem gemeinsamen Sohn Finn eigentlich alles prima im Griff. Doch dann, ohne einen Grund zu nennen, «steckt sie fest», wird von Ängsten und Panikattacken gebeutelt und bringt die rundum gut funktionierende Beziehung ins Wanken. Sonja Heiss («Hotel Very Welcome») inszeniert leichtfüssig, mit feinem Humor und zugleich nie oberflächlich. Bei einem deutschen Film nicht selbstverständlich. ★★★☆☆

sierung unglaublich teuer geworden. George Millers «Mad Max» hat 100 Millionen Dollar gekostet. Er hätte digitalisiert die doppelte Summe verschlungen. Ausserdem spielt er in einer postapokalyptischen Zeit, in der es weder Strom noch Computer gibt. Der Pixelwahn hat sowieso etwas «Seelenloses». Und dass J.J. Abrams für «Star Wars» ebenfalls sein Digitaluniversum mit praktischen Effekten trüffelt, liegt wiederum an den Hardcore-Fans; die wollen die «guten alten» Effekte.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Hommage an eine Unvergleichliche

Von Peter Rüedi

Einer ihrer grossen Bewunderer war Frank Sinatra. Der – als Egomane sonst nicht eben grosszügig im Verteilen von Komplimenten – bekannte ein Jahr vor ihrem Tod, als ihre Stimme schon hinfällig geworden war: «Billie Holiday hat noch immer den grössten musikalischen Einfluss auf mich, Lady Day hat ohne Frage überhaupt den wichtigsten Einfluss auf den Populärgesang Amerikas in den vergangenen zwanzig Jahren gehabt.» Tatsächlich sang Sinatra ungefähr alles aus dem Repertoire der triumphalsten Untergeherin des Jazzgesangs, und Tony Bennett, sein Alter Ego, wurde für seine Hommage an «Lady Day» 1998 mit einem Grammy ausgezeichnet. Jetzt, in Zusammenhang mit ihrem hundertsten Geburtstag, versuchen gleich mehrere ihr gewidmete CDs das Kunststück, an die Unvergleichliche zu erinnern und gleichzeitig dem direkten Vergleich zu entgehen. Das gelingt naturgemäss José James leichter als etwa Cassandra Wilson. Aber wenn dem phänomenalen Bariton, seit einigen Jahren der aufsteigende Star in der nicht üppig besetzten Sparte der männlichen *jazz singers*, die Distanz zu seinem prägenden Vorbild leichter fällt als der Kollegin, ist das Gegenteil, die emphatisch innige Nähe, im Wortsinn wunderbar. James erweist sich bei «Yesterday I Had the Blues» gerade in jenen Songs, die keine Blues sind, als einer, der die Erfindungen seiner Übermutter in eine eigene aktuelle, berührende Sprache fort- oder übersetzt. Dafür steht schon die Rhythmusgruppe, die er für das Unternehmen engagierte. Sie ist eine Band, die den Sänger als Instrumentalisten mit vokalen Mitteln herausfordert und unterstützt – ganz im Sinne von Holiday in ihren grössten Zeiten. Wie Jason Moran hinter dem Protagonisten die bekannten Songs ins Vieldeutige verrätselt, ist ebenso hinreissend wie seine Interaktionen mit dem Bass von John Patitucci und dem Schlagzeug von Eric Harland. Höhepunkte für mich: «Body and Soul», eine atemraubend neue Lektüre von «Tenderly» und «Lover Man». Holidays Proteststück «Strange Fruit» verwandeln auch diese vier nicht in einen guten Song. Sie bewahren es aber immerhin vor dem Absturz ins Peinliche.



José James: Yesterday I Had the Blues. The Music of Billie Holiday. Blue Note 00600406536204

Aufgepepptes Hahnenwasser

Wie viel darf Leitungswasser kosten? Handwechsel bei einem der prominentesten Zürcher Gebäude. *Von Hildegard Schwaninger*



Unbeschwert: Unternehmer Péclard.

Haben ihm missgünstige Kollegen die Gesundheitspolizei auf den Hals gehetzt? **Michel Péclard**, Zürichs Vorzeigegastronom, geht es zwar «ausgezeichnet», als wir ihn auf dem Handy erreichen, aber er hatte doch einen ziemlichen Ärger wegzustecken. In seinem Restaurant «Rooftop», hoch über der Bahnhofstrasse, rückten die Kontrolleure der Gesundheitspolizei an. Und fanden einiges zu beanstanden. Erstens, dass die Gläser nicht geeicht waren. Zweitens, dass die köstliche Patisserie, die er von seiner Konditorei im Café «Péclard» (vormals «Schober») bezieht, auf ungedeckten Wägelchen herumgefahren wurde. Das entspricht nicht ganz den Schweizer Hygienevorschriften. Ein Spuckschutz musste her.

Michel Péclard gilt als innovativ und vor allem als umstandslos. Hat er eine Idee, wird sie schnell und unkompliziert in die Tat umgesetzt. Diese unbeschwerte Art, die einen Teil seines Charmes ausmacht, wird oft von Sittenwächtern in Zaum gehalten. Jüngstes Beispiel ist «Fischer's Fritz», wo ihm die Zelte, um die er sein Restaurant erweitern wollte, von Gesetzeshütern verboten wurden. Vieles, was Péclard in seiner bewährten Handgelenk-mal-Pi-Methode anreißt, scheitert an buchstabengetreuen Spassverderbern. Und nun die Spitzel auf der Modissa-Dachterrasse! Wer so tüchtig ist, hat eben Neider.

Für Gesprächsstoff sorgt auch das kostenpflichtige Hahnenwasser, für das sich Michel

Péclard starkmacht. Bestellt man in einem von Péclards Lokalen einen Liter Hahnenwasser, so wird dieser mit 8 bis 10 Franken verrechnet. Das Wasser ist aufbereitet (wie Sodawasser), und das dafür nötige Gerät kostet, wie Péclard bestätigt, «mit Installation 8000 Franken». Aber: Wer einen Espresso oder Kaffee bestellt, bekommt dazu automatisch ein Glas Wasser gratis.

Auch bei **Thomas Krebs** in der «Seerose» und im «Chez Fritz», Péclards Nachbarbetrieben von «Fischer's Fritz» direkt am Zürichsee,



Edle Karaffen: Gastronom Krebs.

muss man für das aufgepepptes Hahnenwasser bezahlen. Es wird in einer edlen Karaffe ausgeschrieben. Bei Krebs zielt die Flasche das Zürich-Wappen, bei Péclard eine Qualle.

Handwechsel bei einem der prominentesten Gebäude in Zürich. Das Haus an der Bellerivestrasse 10, die Villa Windegg, hat einen neuen Besitzer. **Ernst Tanner**, Verwaltungsratspräsident und CEO von Lindt & Sprüngli, höchstpersönlich inspizierte das Haus, bevor er den Kaufvertrag unterschrieb. Die Villa Windegg, die sich einst im Besitz der Familie Schwarzenbach befand, ist ein geschichtsträchtiges Gebäude; die herrschaftliche Villa gilt als Zierde des Quartiers. Sie wurde 1870 erbaut, an der Bahnhofstrasse 30. Dort machte sie 1910/11 dem Modehaus Grieder Platz; die Villa Windegg wurde Stein für Stein abgetragen und an ihrem jetzigen Standort wieder aufgestellt. Jetzt ist man gespannt, was Ernst Tanner aus dem Haus (zurzeit unten Büros, oben Wohnungen) machen wird. Gibt es dort bald ein Lindt-&-Sprüngli-Museum, nach dem Vorbild des Johann Jacobs Museum, das gleich nebenan liegt?

Aufatmen bei **Thomas, Doris und Katja Hahnloser**. Die Familie, die das Modehaus Gassmann führt, hat vor Bundesgericht recht bekommen. Damit ist der Streit zwischen den Hahnloser-Brüdern, denen die Immobilie gehört, vorläufig beigelegt. Die Pläne, die **Georg Hahnloser** mit Louis Vuitton hatte (LV für Männer sollte dort am 1. Juli 2016 einziehen), sind damit vom Tisch. Das Modehaus Gassmann kann bis 30. Juni 2018 am Parade-



Katja, Doris und Georg Hahnloser.

platz bleiben. Grosse Erleichterung bei CEO Doris Hahnloser und ihrer Tochter, der stellvertretenden CEO Katja Hahnloser (Thomas Hahnloser hat sich vor ein paar Jahren aus dem aktiven Geschäft zurückgezogen). Der Sieg vor Bundesgericht gibt den Modeunternehmerinnen Zeit, einen neuen Standort für Gassmann Zürich zu suchen. Sie dürfen ab 30. Juni 2015 machen, was sie wollen. Am Standort bleiben bis 2018 oder, wenn sich ein neuer Standort gefunden hat, jederzeit ausziehen.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Gefühlskarussell

Der Bibliothekar Daniel Glaubinger, 35, und der Geschichtslehrer Sauce Leon, 33, haben kürzlich geheiratet. Zuvor mussten viele Fragen geklärt werden.



«Paar aus Zucker»: Leon (l.), Glaubinger.

Sauce: In den USA existieren – von Fotografen und Bekleidungsgeschäften über Konditoreien bis zu Dekorationsbedarf – Hunderte von Anbietern, die homosexuelle Frauen und Männer als zahlungskräftige – und wage- mutige – Kundschaft entdeckt haben. Bei einer gleichgeschlechtlichen Hochzeit gibt es unter Umständen Unsicherheiten, deren sich heute unzählige Experten annehmen.

Daniel: Ein solcher Hochzeitsplaner beantwortet Fragen, die bei heterosexuellen Paaren meist von Anfang an klar sind, die es bei uns aber nicht waren: Begleiten beide Väter ihre Söhne zur Zeremonie? Wer bezahlt welchen Teil des Events? Sollen beide die gleichen Smokings tragen und wie siamesische Zwillinge aussehen? Was schenkt man einander? Wie gestaltet und formuliert man die Hochzeitsanzeige? Und sehr wichtig: Wem teilt man zuerst mit, dass man sich verlobt hat?

Sauce: Hierfür lautet die Antwort: «Jenen Menschen, die einen unterstützen und die eine eingetragene Partnerschaft befürworten.» Diese Leute werden erfreut reagieren, und so baut man das Selbstbewusstsein auf, um eine grosse Party zu organisieren und sich nach der Trauung nicht im stillen Kämmerlein zu verkriechen. Obwohl viele Gay-Paare

extrem gern feiern, verbringen viele den glücklichsten Tag diskret, weil sie niemanden düpieren wollen. Wir fanden das unnötig, und dementsprechend extravertiert verlief der grosse Tag.

Daniel: Grundsätzlich sollten es homosexuelle Paare unterlassen, krampfhaft eine Hetero-Hochzeit zu imitieren; wenn sie es allerdings wahnsinnig toll finden, dass kleine Mädchen Blumen streuen und der eine Partner den anderen in Empfang nimmt, sollen sie es halt tun. Bei unserer eigenen Feier haben wir uns darauf konzentriert, dass es ein lustiges, farbenprächtiges und stilvolles Fest wird und die zeremoniellen Hochzeitselemente nicht im Vordergrund stehen. Damit die richtige Atmosphäre entstehen konnte, erwies sich die Auswahl der Location als wichtig.

Sauce: Ein altes Spielzeugmuseum mit einem uralten Karussell und mit vielen Elementen, die an «Alice im Wunderland» erinnerten, erfüllte unsere Erwartungen. Das Mobiliar war goldfarben, die Details knallbunt, und wir verwendeten Tonnen von Blumen aus unserem eigenen Garten. Wir trugen verschiedene Anzüge sowie die gleichen gestreiften Socken. Den Knopfloch-Anstecker gestaltete Daniel ebenso wie unsere Schlipse. Dank unserer Recherchen fanden wir sogar einen Anbieter,

Wir trugen verschiedene Anzüge, jedoch die gleichen gestreiften Socken.

der gleichgeschlechtliche Tortendekorationen anfertigt: So standen wir als Paar aus Zucker auf dem obersten Rang.

Daniel: Eine genaue Recherche darüber, wohin es in den Flitterwochen gehen soll, können wir nur empfehlen: Es gibt viele Ferienresorts, die sich in der Zwischenzeit auf die Anliegen Gleichgeschlechtlicher spezialisiert haben. So verhindert man, dass man von anderen Leuten eigenartig behandelt wird, wenn man sein Glück in vollen Zügen geniessen möchte.

Protokoll: Franziska K. Müller

Heiliger Bimbam

Von Andreas Thiel —
Rassismus für Fortgeschrittene.

Staatsanwalt: Herr Thiel, wie kommen Sie denn eigentlich zum Rassismus?

Thiel: Wie die Jungfrau zum Kind, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Wollen Sie damit sagen, es handle sich um einen unbefleckten Rassismus?

Thiel: Sie meinen, ob dieser Rassismus vom Heiligen Geist kommt? Nein. Dieser Rassismus kommt von David Gabor. Und er ist auch nicht in mich gefahren, sondern wird mir vorgeworfen.

Staatsanwalt: Was wird Ihnen vorgeworfen?

Thiel: Dass ich gesagt habe, dass im Koran steht, man soll die Juden umbringen, sei rassistisch.

Staatsanwalt: Das findet natürlich auch Gabor rassistisch.

Thiel: Nein, dass ich das rassistisch finde, findet er rassistisch.

Staatsanwalt: Wieso?

Thiel: Er fühlt sich betroffen.

Staatsanwalt: Ist er Muslim?

Thiel: Nein, Jude.

Staatsanwalt: Weshalb fühlt er sich dann betroffen?

Thiel: Weil die Kläger Muslime sind.

Staatsanwalt: Und weshalb wirft Qaasim Illi dem Gabor auf Twitter vor, er benehme sich wie ein Grossinquisitor?

Thiel: Also wie ein Christ?

Staatsanwalt: Wieso Christ?

Thiel: Die Inquisitoren waren doch Christen.

Staatsanwalt: Gabor soll ein Christ sein?

Thiel: Ist das nicht rassistisch?

Staatsanwalt: Fassen wir mal zusammen. Ein jüdischer Anwalt wirft einem Christen im Namen der Muslime Rassismus vor, weil der Christ gesagt hat, dass im Buch der Muslime steht, man soll die Juden umbringen, sei rassistisch, worauf ein anderer Muslim sagt, der jüdische Anwalt benehme sich wie ein Christ.

Thiel: Unglaublich, nicht wahr?

Staatsanwalt: Und was sagen Sie als Christ dazu?

Thiel: Heiliger Bimbam.

Andreas Thiel, ist Schriftsteller und Kabarettist.
www.andreasthiel.ch

Grünes Gras

Von Peter Rüedi



Hannes Harkamp aus St. Nikolai im Sausal hatte schon einen Magen, wie das umgangssprachlich heisst. Ausgerechnet 2014 debütierte er mit einem neuen Wein, wo das Jahr doch schon im Sommer durchgezogen war, erst recht aber in einem nassen September zu ersaufen drohte. Am 18. September brachte er am Rosenberg, einer Lage am Kogelberg in der Nähe von Leibnitz in der Südsteiermark (dies für die Wagemutigen, die sich einmal in diese österreichisch-slowenische Grenzregion aufmachen wollen), den Sauvignon blanc ein, der jetzt mit der Bezeichnung «Schiefer Terrassen» in der Flasche steht. Er beweist einmal mehr, dass es eigentlich keine «schlechten Jahre» gibt, sondern nur schlechte Winzer. Anders gesagt: In einem schwierigen Jahr zeigt sich, was ein Winzer kann. Im Sausal (was sich, lehrt man mich, vom lateinischen *selva silva* ableitet) sind die Hänge so steil, dass sich bei einer verregneten Ernte der Aufwand der Handlese zwar gleich bleibt, aber wenigstens das Wasser abfließt. Wie auch immer: Harkamp ist zur Premiere seines Sauvignon «Schiefer Terrassen» jedenfalls im Stahltank ein fadengerader, nerviger, schlanker, grügelber, schieferig mineralischer, kräuter- und grasduftender cooler Weisswein gelungen, der in der Reihe erstklassiger Sauvignons aus der Steiermark beste Figur macht. Was etwas heisst. Neben den grossen Sauvignons aus dem Bordelais (oft Cuvées mit einem Anteil Sémillon) und von der Loire (Pouilly-Fumé und Sancerre) und neben den besten Weissen aus Neuseeland gehören die Sauvignons blancs aus der Steiermark inzwischen zu den besten. Die Sorte ist im Vormarsch, und sie ist, geeignete Böden vorausgesetzt, entgegen ihrer eingeborenen etwas penetranten Aromatik zu einiger Eleganz fähig (auf zu fetten Böden und bei achtloser Vinifikation kann sie, nicht anders als die Riesling×Silvaner, eine etwas zu aufdringlich parfümierte Nase entwickeln). Harkamp will Weine, die für seine Terroirs stehen, bei denen die Frucht die Mineralität nicht verdeckt, sondern zum Ausdruck bringt. Das gelingt ihm sogar mit erst fünf Jahre jungen Reben.

Weingut Harkamp: Sauvignon blanc Schiefer Terrassen 2014. 12,5%. Dani Matter Weine, Samedan. Fr. 22.–. www.danimatterweine.ch

Die beste Erbse aller Zeiten

Daniel Humm hat sich in New York zum Weltstar gekocht. Das Rezept? Gastfreundschaft und Küchenminimalismus. Von David Schnapp



So viel Geschmack, wie es nur geht: Eleven Madison Park, New York.

Daniel Humm, Jahrgang 1976, aus Strengelbach, Kanton Aargau, ist die zwei Meter grosse Hoffnung vieler Eltern mit Kindern, die schlecht sind in der Schule. Humm beendete seine Schulzeit in der achten Klasse, letztes Jahr hielt er einen Vortrag in Harvard, und am Montag wurde sein Restaurant «Eleven Madison Park» auf Platz fünf der besten der Welt gewählt. Mit seinem Geschäftspartner Will Guidara hat Humm seinen eigenen und den Traum vieler Feinschmecker wahr gemacht. Humm zeichnet für eine New Yorker Küche verantwortlich: regional, modern, klassisches Fundament.

Das vielgängige Tasting-Menü (225 Dollar) beginnt mit einem schwarzweissen Keks mit Cheddarfüllung, einer Morchelcreme, und dann steht vor mir: ein Teller Erbsen. Leuchtend grüne Erbsen, eine Blüte, einige gelbe Späne darauf. Dazu kommt eine durchsichtige Sauce. Ich probiere eine Erbse – und bin mir sicher: Das ist die beste Erbse aller Zeiten. Wie einem etwas schmeckt, hat viel mit der persönlichen Stimmung zu tun. Ich habe mich auf den Lunch im «EMP» wochenlang gefreut. Ich habe Humms Kochbücher gelesen, seine Rezepte gekocht, ich war auf etwas Grosses vorbereitet. Die Erbsen sind deshalb aussergewöhnlich, weil sie so puristisch, aber geschmacklich intensiv wirken. Unter den Hülsenfrüchten liegt ein Büffelmilchjoghurt, darauf getrocknetes und fein geriebenes Eigelb. Die Sauce be-

steht aus dickflüssiger Molke, die bei der Fermentation von Milch entsteht. Die Milchsäure hebt den frischen Erbsengeschmack hervor.

Das Gericht steht für eine Fähigkeit Humms: mit der Reduktion auf das absolut Wesentliche maximale Wirkung erzielen. Oft ist hier wenig auf dem Teller, aber dieses Wenige ist viel. Eine Mousse von geräuchertem Hecht mit Radieschen und einer Kapuzinergrün-Creme, eine im Ganzen gebratene Ente mit Lavendel, Frühlingslauch, Rhabarber und Enten-Zitrus-Jus. Oder ein in der Schweinsblase gegarter grüner Spargel mit Trüffelsauce, Kartoffel- und Trüffelcreme. In jedem Element scheint so viel Geschmack zu stecken, wie es nur geht.

Bedingungslose Gastfreundschaft

Der Erfolg des «Eleven Madison Park» gründet nicht bloss auf Humms Kochkunst oder Humms Motto: «Make it nice», oder der Musik von Miles Davis, die Humm und Guidara inspiriert hat. Die beiden haben einen Ort der bedingungslosen Gastfreundschaft geschaffen. Wer hier arbeitet, hat Freude daran, und man spürt das jeden Moment. Es macht dieses Restaurant zu einem der besten der Welt.

Eleven Madison Park

11 Madison Av., NY 10010. Tel. +12128890905; Täglich geöffnet, Lunch nur donnerstags bis samstags. Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Erregendes Zwitterwesen: Unser Testfahrer auf der Rennstrecke.

Auto

Der Teufel in Butter

Als einer der ersten Menschen den neuen Ferrari 488 GTB zu fahren – ein emotionaler Ausnahmezustand. *Von Philipp Gut*

Dies ist eine Warnung und Entwarnung zugleich. Der Ferrari 488 GTB ist eine Rennmaschine. Punkt. Aber man braucht kein Rennfahrer zu sein, um ihn beherrschen zu können. Er ist für jedermann zu beherrschen. Zumindest, wenn man sich an die Gesetze der Physik hält.

Ich gebe zu: Das ist mir nicht immer gelungen. Ich durfte das neuste Ferrari-Modell, das im Herbst in den Verkauf kommt und ab 249 817 Franken zu haben ist, in Maranello auf der hauseigenen Rennstrecke von Ferrari sowie auf den öffentlichen Strassen der Emilia-

Romagna auf Herz und Nieren testen. In der ersten Runde auf der Pista Fiorano habe ich meine Fähigkeiten überschätzt. In Kurve vier landete ich neben der Bahn. Aber das Auto, intelligenter als sein Fahrer, führte mich auf dem schnellsten Weg auf die Strecke zurück. Wenn ich es einmal nicht mehr unter Kontrolle hatte, so hatte es mich unter Kontrolle. Aus Fahrfehlern wurden Bewährungsproben für die ausgeklügelten Sicherheitssysteme, die mir jedes Mal stille Danksagungen entlockten.

«Kompromiss» ist ein Wort, das im Zusammenhang mit einem Hochleistungssportwagen der Scuderia Ferrari etwas seltsam klingen mag, doch der 488 GTB vereint tatsächlich das Beste aus zwei Welten: schiere Potenz und Rennschärfe bei gleichzeitig hochkomfortabler Benutzerfreundlichkeit.

Die Zahlen sprechen für sich: Der 670 PS starke V8-Turbomotor beschleunigt in 3 Sekunden auf 100 km/h, in 8,3 Sekunden auf 200 km/h. Im Vergleich mit dem Vorgänger 458 Italia sind das neue Dimensionen, auch was die Bremsverzögerung betrifft. Was auch immer auf dich zukommt, wie hart du auf das Pedal trittst: Die

Reaktion ist gewaltig, präzise und stabil wie eine computergesteuerte Millimeterfräsmaschine.

192 Kalorien für vier Runden

Wer sich einen Ferrari kauft, kauft sich grosse Gefühle. Das ist kein leeres Marketingversprechen, sondern nüchterne Wissenschaft. Auf dem Rennkurs liess ich mich von einem Team von Ingenieuren vermessen: Atemgeschwindigkeit, Herzschlag, Herztemperatur, Kalorienverbrauch, positive und negative Gefühle (Stress). Die Werte kletterten in Rekordhöhen. Während der professionelle Ferrari-Testfahrer Raffaele auf höchstens 101 Herzschläge pro Minute kam, waren es bei mir 170. Er verbrauchte auf vier Runden 44 Kalorien, ich 192: körperlicher Ausnahmezustand.

Punkto Design ist der 488 GTB ein Wurf. Er ist kantiger als das Vorgängermodell, das Ferrari-typische Lächeln der Front verzichtet sich leicht ins Böse. Im Rückspiegel ragen die hinteren Lufterlässe wie markante Hüftknochen in die Höhe. Trotzdem bleibt der Gesamteindruck harmonisch, eine Vermählung aus Kraft und Eleganz. Am eindrücklichsten spürte ich das erregende Zwitterwesen des 488 GTB in den engen Hügelkurven: ein roter Teufel der Beschleunigung, dessen maskuline Härte, wie von unsichtbarer Frauenhand geleitet, butterzart den pinienbewachsenen Gipfeln entgegenfliegt.

Ferrari 488 GTB

Leistung: 670 PS, Hubraum: 3902 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 330 km/h
Preis: ab 249 817 Franken





«Noch am Leben»: Hoteliersfrau, Autorin, Ausstellungsmacherin Kracht.

MvH trifft

Gigi Kracht

Von Mark van Huisseling — Wie gehen Damen der Gesellschaft damit um, wenn eine aus ihren Reihen arbeitet?

Das wird deine zwölfte «Art in the Park»-Ausstellung ...» – «Meine dreizehnte. Die Leute sagen, dreizehn ist eine schlechte Zahl. Ich sage, es ist eine schwierige Zahl.» – «Was ist dieses Jahr anders?» – «Dieses Jahr ist es eine Einzelausstellung und wir zeigen bloss sechs Werke, eine Einzelausstellung, eines 77 Jahre alten Künstlers. Es sind grosse Werke, farbenfroh, «sexy» ist ein anderes Wort. Wir zeigen Beine; wenn du eine Frau auf der Strasse ansiehst, schaust du auf die Beine, nicht wahr? Ich mache meine Sommerschau zum achten Mal mit der Galerie Gmurzynska, es ist eine grossartige Zusammenarbeit. Und wir haben entschieden, den Park nicht zu überladen – es braucht keine anderen Kunstwerke, das ist selten der Fall.»

Gigi Kracht ist die Ehefrau von Andrea Kracht, dem Besitzer des Zürcher Hotels «Baur au Lac» in sechster Generation, sowie Kunstsammlerin; sie gehört dem International Directors' Council des Guggenheim-Museums

in New York an. «Zur «Art in the Park» verwandelt sich die prachtvolle Parkanlage des «Baur au Lac» in ein Freiluftmuseum», steht in der Pressemitteilung. Gigi, mit der ich ein wenig bekannt bin, wurde auf den Philippinen geboren. Als sie ein Kind war, zog die Familie nach New York, ihr Vater war Diplomat. Nach ihrem Kunststudium arbeitete sie im New Yorker «Plaza Athénée», wo sie Andrea Kracht kennenlernte. Im Anschluss an sein Praktikum besuchte er sie ein Jahr lang jeden Monat in New York. Danach bat er sie, nach Zürich zu kommen, um sich das «Baur au Lac» und die Stadt anzusehen. Gigis Vater, der dagegen war, dass seine Tochter zu dem Schweizer reiste, gab ihr ein nicht datiertes Rückflugticket – sie hat es nie benutzt, erzählt sie. Gigi, die Englisch spricht und Deutsch versteht, hat einen erwachsenen Sohn aus einer früheren Ehe sowie eine Tochter mit Andrea Kracht. «Art in the Park XIII» mit Werken des britischen Pop-Art-

Künstlers Allen Jones findet statt von 15. Juni bis 23. August.

«Wie kamst du auf die Idee, Kunstwerke auszustellen im Garten eures Hotels?» – «Ganz ehrlich: Als unsere Kinder aus dem Haus waren, hatte ich nichts mehr zu tun, ich war in einem Vakuum. Denn zuvor war ich eine Mutter von Beruf gewesen, was mir niemand glaubt. Wir haben immer gesagt, wenn wir Kinder haben, wollen wir keine Nanny, die die Kinder aufzieht... Wir nehmen einen Babysitter, wenn wir ausgehen müssen, aber sonst schaue ich zu ihnen. Und plötzlich war mein Sohn in London und unsere Tochter im Rosey [ein Internat]. Andrea fragte, ob es mich interessieren würde, für das *Views*-Magazin zu schreiben [Magazin des «Baur au Lac»]. Ich sagte: «Ja, bloss worüber? Well, Kunst würde mich interessieren.» Und Andrea sagte: «Gut, [Fernando] Botero [ein Künstler aus Kolumbien] ist im Hotel, du könntest ihn interviewen.» Ich interviewte ausserdem John Chamberlain und Louise Bourgeois und Christo, den ich in New York sah, als ich eigentlich Jean-Georges Vongerichten [einen französischen Koch] befragen wollte. Für die erste Ausgabe von *Views*, für die ich schreiben sollte, hatte ich also vier der grössten Künstler zusammen. Das war 2003. Und Botero hatte mir gesagt: «Gigi, du hast den wunderbarsten Garten – weshalb stellst du darin nicht aus?»»

«Für «Art Inside» hast du einmal im Hotel eine Gruppenausstellung gemacht, in der es nur Werke von Künstlerinnen gab, weshalb?» – «Weil ich realisiert hatte, dass Künstlerinnen in der Welt, in der wir leben, nicht den Platz bekommen, den sie verdienen. Sie gelten als zweitklassig.» – «Wirklich? Die Kunstwelt gilt doch als liberal, aufgeschlossen, fortschrittlich...?» – «Nein, das ist sie nicht.» – «Du kennst viele reiche Leute in Zürich und New York – wie ist die Rolle der Frauen in diesen Kreisen?» – «Die Mehrheit der Frauen, die ich kenne, macht nichts. Sie unterhalten sich über Diamanten, wer wohl die grössten verkauft – vielleicht Graff in London? Oder über neue Handtaschen von Hermès... Mir wäre das zu langweilig, ich bin noch am Leben.» – «Und wie kommt das an bei ihnen, dass du für eine Zeitschrift schreibst und Ausstellungen machst?» – «Am Anfang hatte man mich im Verdacht, ich wolle mich wichtig machen. Weil in der Vergangenheit noch keine Frau Kracht so etwas gemacht hatte. Inzwischen ist meine Arbeit anerkannt – «Art in the Park» ist ein Teil des Familienunternehmens geworden, wie die Weinhandlung oder das Bankettgeschäft.» – «Müssen deine Ausstellungen sich rechnen, oder werden sie quersubventioniert, über das Marketingbudget oder so?» – «Yes, sie müssen sich rechnen; alle Werke sind zu kaufen.»

Ihr liebstes Restaurant: «Das «No Mad» in New York von Daniel Humm, einem Schweizer; es ist sehr innovativ, sehr jung.» «No Mad», Hotel-Restaurant, 1170 Broadway & 28th Street, New York, Tel. +1 212 796 1500

jura



SWISS  MADE

Weltneuheit P.E.P.[®] von JURA:

Dank Puls-Extraktionsprozess zum perfekten Espresso

Schweizer Innovationskraft auf höchstem Niveau: Mit der Z6 hebt JURA die Kaffeespezialitäten-Vollautomaten auf den nächsten Level. Der Puls-Extraktionsprozess (P.E.P.[®]) optimiert die Extraktionszeit und garantiert Spezialitäten in höchster Kaffeebar-Qualität. Die Zubereitung von Trendspezialitäten gelingt dank automatischen Umschaltens von Milch auf Milchschaum so leicht wie noch nie. Für kultivierte Funktionalität sorgen der frontale Zugang zu Wassertank, Bohnenbehälter und allen Bedienelementen sowie das Intelligent Water System (I.W.S.[®]), das den Wasserfilter automatisch erkennt.